

**ZÜRCHER
JOURNALISTENPREIS**

1988

INHALTSVERZEICHNIS

Ehrentafel der bisherigen Preisträger	3
Ehrenurkunden und prämierte Arbeiten für die Preisträger:	5/7/18
"Liebe Sophie, lieber Willi, ihr habt es überstanden" (Werner Catrina)	6
"Berichterstattung Supraleiter und Nobelpreis" (Barbara Vonarburg)	8
"Königlich und kommunistisch" (Christoph Neidhart)	19
Würdigungen	26
Rede von Werner Catrina	31
Rede von Christoph Neidhart	33
Spenderliste	35
Auszüge aus dem Presse-Echo	36
Reglement über die Verleihung des Zürcher Journalistenpreises	44
Stichworte zu neuen Auslegungsentscheiden der Jury	51
Administrative Angaben	52

ZÜRCHER JOURNALISTENPREIS

EHRENTAFEL
DER BISHERIGEN PREISTRÄGER

1981	Hugo Bütler Peter Frey Urs P. Gasche
1982	Caroline Ratz Jonh Häberli Wilfried Maurer Hans Moser Edmund Ziegler
1983	Andreas Kohlschütter Gisela Blau Gottlieb F. Höpli Peter Meier
1984	Dieter Bachmann Georg Gerster Anna-Christina Gabathuler
1985	Margrit Sprecher Herbert Cerutti Artur K. Vogel
1986	Markus Näder Verena Eggmann Hans Caprez Klaus Vieli Benedikt Loderer

1987	Christian Speich Jürg Frischknecht Martin Born
1988	Werner Catrina Barbara Vonarburg Christoph Neidhart

Der Zürcher Journalistenpreis 1988

wird

Herrn Werner Catrina

für seine Arbeit

"Liebe Sophie, lieber Willi"

erschienen in der WELTWOCHEN
vom 6. August 1987

verliehen

Zürich, 22. April 1988

Der Zürcher Journalistenpreis 1988

wird

Frau Barbara Vonarburg

für ihre Arbeit

Berichterstattung Supraleiter und Nobelpreis

erschienen im Tages Anzeiger Magazin
vom 10. Oktober 1987

und im Tages Anzeiger
vom 15. Oktober 1987

verliehen

Zürich, 22. April 1988

Der Nobelpreis für Physik geht wiederum nach Rüschtikon

Der diesjährige Nobelpreis für Physik geht an den Schweizer Alex Müller und den Deutschen Georg Bednorz für ihre bahnbrechende Arbeit auf dem Gebiet der Supraleitung. Wie letztes Jahr werden damit zwei Wissenschaftler des IBM-Forschungslabors in Rüschtikon ausgezeichnet. Den Nobelpreis für Chemie erhalten der Amerikaner Donald J. Cram, der Franzose Jean-Marie Lehn und der Norweger Carl J. Pedersen.

■ VON BARBARA VONARBURG, RÜSCHTIKON

Eigentlich hat man dieses Jahr damit gerechnet, dass der Physiknobelpreis wieder nach Rüschtikon wandert. Denn Alex Müller und Georg Bednorz ist vor einem Jahr ein sensationeller Durchbruch in der Physik gelungen, der weltweit Tausende von Physikern in unzähligen Instituten zu heftigem Weiterforschen angeregt hat.

Müller und Bednorz haben einen Hochtemperatur-Supraleiter entdeckt, eine Gruppe von Substanzen, die den elektrischen Strom ohne Widerstand leiten, und zwar bei höheren Temperaturen als die bisher bekannten supraleitenden Materialien. Früher mussten Supraleiter mit «trem Helium bis in die Nähe des absoluten Nullpunkts bei minus 273 Grad Celsius gekühlt werden. Aufgrund der Arbeit von Müller und Bednorz wurden neue supraleitende Substanzen gefunden, Verbindungen von Kupfer, mit zwei anderen Elementen und Sauerstoff. Diese können mit billigem Stickstoff auf die notwendige Temperatur von minus 196 Grad Celsius gekühlt werden.

Von den Hochtemperatur-Supraleitern erhofft man sich eine Revolution in der Technologie – deshalb der weltweite



Die Nobelpreisträger Georg Bednorz (links) und Alex Müller an der gestrigen Pressekonferenz. (Bild Thomas Burki)

Boom in der Supraleitungsforschung. «Anwendungen im Schwachstrombereich liegen in Reichweite», meinte der 40-jährige Müller an einer Pressekonferenz am Mittwoch in Rüschtikon. «Die Messung von sehr schwachen Magnetfeldern wird damit schon bald möglich sein», glaubt Müller. So liessen sich beispielsweise Hirnströme unter die Lupe nehmen.

Auf der Liste der Anwendungen der neuen Hochtemperatur-Supraleiter stehen aber auch superschnelle Computer und Kabel, die den Strom ohne Transportverlust leiten. «Hier wird es allerdings noch einige Jahre dauern», meinte Müller. Müller rechnet damit, dass es zwischen den Jahren 1995 und 2000 soweit sein wird. In ferner Zukunft könnte eine neue Technik, basierend auf Supraleitern, sogar grosse Energiespeicher möglich machen.

Wie bahnbrechend die Entdeckung der Hochtemperatur-Supraleitung ist, dokumentiert der Entscheid des Nobelpreis-

komitees: Erst vor knapp einem Jahr hatten die Rüschtikoner Physiker ihre Forschungsergebnisse veröffentlicht. Nie zuvor wurde eine Arbeit in so kurzer Zeit prämiert.

Mit seinen 37 Jahren zählt Georg Bednorz zu den jüngsten Nobelpreisträgern. Hat er mit dieser Würde gerechnet. «Davon wagt man nicht einmal zu träumen», meinte er. «Dieser Nobelpreis ist für mich die höchste denkbare Ehre überhaupt.»

Supramolekulare Chemie

Die mit dem Nobelpreis für Chemie ausgezeichneten Cram (60), Lehn (48) und Pedersen (83) befassen sich mit einem Forschungsgebiet, das man heute als supramolekulare Chemie bezeichnet und in der chemischen Praxis grosse, auch kommerzielle Bedeutung erlangt hat.

Weitere Berichte Seiten 17 und 44

Schon wieder Campaigner für einen Nobelpreis

Schon kein volles Jahr, nachdem der erste Nobelpreis gefeiert werden konnte, standen gestern Mittwoch in Kopenhagen erneut zwei Nobelpreisträger im Mittelpunkt des Interesses. Das IBM-Labor in Rinschöden und alle beiden Nobelpreisträger wurden am Mittwoch von Fotografen, Kameraleuten, Radio- und Pressevertretern fast überhäuft.

VON BARBARA VONHUBUNG

Zwei Köpfe voll toller Champagnerflüßchen standen am Mittwochabend eben dem Lieferweg zum Kantinen des Forschungslabors in Rinschöden. Bevor die Prusse empfangen wurde, feierte die Belegschaft mitzum den beiden sechsjährigen Nobelpreisträgern den ersten Grosserfolg ihres Labors - allerdings ohne eine der beiden Hauptpersonen. Der fruchtbarste Nobelpreisträger Alex Müller schwebte hochzusätzlich über den Wochen. «Ich war in einem Hotel in Neapel», erzählte der 60jährige Säule später, glücklich in Zürich eingetroffen, «als auch mein Kollege Georg Bednorz kurz vor dem Mittagessen anrief und sagte, dass wir den Nobelpreis gewonnen hätten. Meine Frau und ich haben sofort eine Eile gepackt und sind zum Flughafen gefahren. Das Erste habe ich gesprochen.»

«Für mich begann heute morgen ein neuer Arbeitstag im Labor», erzählt der 37jährige Georg Bednorz. Er hatte sich mit der Züchtung von Kohlenstoff befasst, als er des entscheidenden Anrufes über den Nobelpreis von Stockholm erhielt. «Ich kann es immer noch nicht sagen», sagt Bednorz, «es wird wohl erst einige Zeit dauern, bis ich mit dem Essen wieder auf dem Boden bin.» Einer der letztjährigen Physik-Nobelpreisträger, Heinrich Rohrer, meinte aber von Anfang an: «Man gewöhnt sich schnell wieder an den Alltag. Da steigt der Arbeitsplatz schon dafür.»

«Aufgrund des Interesses, auf das unsere Arbeit gerichtet ist, hätte man den



Fototermin der beiden Nobelpreisträger Georg Bednorz (links) und Alex Müller vor dem IBM-Forschungslabor in Rinschöden.

Preis vielleicht erwartet. Aber im Moment, wo alles wirklich wird - es ist einfach unvorstellbar», versucht Müller seine Gefühle zu beschreiben, den Kopf leicht zur Seite geneigt, das Blick etwas geneigt - ganz der sympathische Professor, der es heute noch nicht lassen kann, dass seine Arbeit ein so überweltliches weites Echo gefunden hat.

«Haben Sie sich dazu auch überlegt, dass Ihre Entdeckung vielleicht zu milliardenschweren Zwecken eingesetzt wird?» fragt einer der vielen Journalisten, die dem kleinen Saal im IBM-Labor bis zum Rand gefüllt sind. «Im Moment kann ich mir nicht vorstellen, wie man daraus eine

Waffe machen kann», lautet Müllers Antwort. Seine Motivation für die Forschung sind dem auch nicht die möglichen technischen Anwendungen seiner Erfindung. «Ich wollte wissen, was Superleitung ist», erklärt er. Diese Frage ist noch nicht geklärt und wird Müller auch in den nächsten Jahren noch beschäftigen.

Und was wollen die beiden Forscher mit der Preistrümme von rund einer halben Million Franken unternehmen? «Ich werde in den nächsten Tagen wahrscheinlich zur Bank gehen und die Leute dort zu überzeugen versuchen, mit mir ein bisschen



Alex Müller staunt, was man als Nobelpreisträger alles zu erwarten hat.

(Bild: Thomas Burki)

IBM-Rüschlikon: Ideales Umfeld für Spitzenforscher

Zweifellos: Die besten Spitzenforscher sind heute in der USA zu finden. Und das ist ein Grund dafür, dass die IBM-Labors in Armonk, New York, ein so erfolgreiches Zentrum für die physikalische Forschung sind. Das Erfolgsrezept des IBM-Labors ist einfach: Hier herrschen die besten Wissenschaftler, die selbst ausgezeichnete Ideen produzieren können. Hier sind die besten Forscher, die die physikalischen Grundlagen der Halbleitertechnik verstehen.

■ VON BARBARA VONHORN

«Das Research Division beruht für ihre Wissenschaft und Technologie auf dem Erfolg der IBM. So ist es das Motto der IBM-Forschungsteilnehmer in Rüschlikon, oder: «Das Beste ist das Beste». Die besten Wissenschaftler, die die physikalischen Grundlagen der Halbleitertechnik verstehen, sind in Armonk zu finden. Hier sind die besten Forscher, die die physikalischen Grundlagen der Halbleitertechnik verstehen.

«Das ist das Erfolgsrezept des IBM-Labors. Hier sind die besten Forscher, die die physikalischen Grundlagen der Halbleitertechnik verstehen. Hier sind die besten Forscher, die die physikalischen Grundlagen der Halbleitertechnik verstehen. Hier sind die besten Forscher, die die physikalischen Grundlagen der Halbleitertechnik verstehen.

«Zurück-Blick»

Die Spitzenforscher des IBM-Labors sind heute in der USA zu finden. Das ist ein Grund dafür, dass die IBM-Labors in Armonk, New York, ein so erfolgreiches Zentrum für die physikalische Forschung sind. Das Erfolgsrezept des IBM-Labors ist einfach: Hier herrschen die besten Wissenschaftler, die selbst ausgezeichnete Ideen produzieren können. Hier sind die besten Forscher, die die physikalischen Grundlagen der Halbleitertechnik verstehen.

Supraleiter – super gute Leiter

In einem Dreieck über dem Meeresspiegel, wo die Luft kalt und die Landschaft hügelig ist, befindet sich ein Labor der IBM. Hier sind die besten Forscher, die die physikalischen Grundlagen der Halbleitertechnik verstehen. Hier sind die besten Forscher, die die physikalischen Grundlagen der Halbleitertechnik verstehen.

Bei den warmen Temperaturen liegt der Fall anders. Hier arbeiten Wissenschaftler an der Entwicklung von Supraleitern. Hier sind die besten Forscher, die die physikalischen Grundlagen der Halbleitertechnik verstehen. Hier sind die besten Forscher, die die physikalischen Grundlagen der Halbleitertechnik verstehen.

Die Spitzenforscher des IBM-Labors sind heute in der USA zu finden. Das ist ein Grund dafür, dass die IBM-Labors in Armonk, New York, ein so erfolgreiches Zentrum für die physikalische Forschung sind. Das Erfolgsrezept des IBM-Labors ist einfach: Hier herrschen die besten Wissenschaftler, die selbst ausgezeichnete Ideen produzieren können.

Die Spitzenforscher des IBM-Labors sind heute in der USA zu finden. Das ist ein Grund dafür, dass die IBM-Labors in Armonk, New York, ein so erfolgreiches Zentrum für die physikalische Forschung sind. Das Erfolgsrezept des IBM-Labors ist einfach: Hier herrschen die besten Wissenschaftler, die selbst ausgezeichnete Ideen produzieren können.

Die Spitzenforscher des IBM-Labors sind heute in der USA zu finden. Das ist ein Grund dafür, dass die IBM-Labors in Armonk, New York, ein so erfolgreiches Zentrum für die physikalische Forschung sind. Das Erfolgsrezept des IBM-Labors ist einfach: Hier herrschen die besten Wissenschaftler, die selbst ausgezeichnete Ideen produzieren können.

Grösser Bedrohung für die Teilchenphysik

Die Spitzenforscher des IBM-Labors sind heute in der USA zu finden. Das ist ein Grund dafür, dass die IBM-Labors in Armonk, New York, ein so erfolgreiches Zentrum für die physikalische Forschung sind. Das Erfolgsrezept des IBM-Labors ist einfach: Hier herrschen die besten Wissenschaftler, die selbst ausgezeichnete Ideen produzieren können.

Die Spitzenforscher des IBM-Labors sind heute in der USA zu finden. Das ist ein Grund dafür, dass die IBM-Labors in Armonk, New York, ein so erfolgreiches Zentrum für die physikalische Forschung sind. Das Erfolgsrezept des IBM-Labors ist einfach: Hier herrschen die besten Wissenschaftler, die selbst ausgezeichnete Ideen produzieren können.

Die Spitzenforscher des IBM-Labors sind heute in der USA zu finden. Das ist ein Grund dafür, dass die IBM-Labors in Armonk, New York, ein so erfolgreiches Zentrum für die physikalische Forschung sind. Das Erfolgsrezept des IBM-Labors ist einfach: Hier herrschen die besten Wissenschaftler, die selbst ausgezeichnete Ideen produzieren können.

Die Spitzenforscher des IBM-Labors sind heute in der USA zu finden. Das ist ein Grund dafür, dass die IBM-Labors in Armonk, New York, ein so erfolgreiches Zentrum für die physikalische Forschung sind. Das Erfolgsrezept des IBM-Labors ist einfach: Hier herrschen die besten Wissenschaftler, die selbst ausgezeichnete Ideen produzieren können.

Die Spitzenforscher des IBM-Labors sind heute in der USA zu finden. Das ist ein Grund dafür, dass die IBM-Labors in Armonk, New York, ein so erfolgreiches Zentrum für die physikalische Forschung sind. Das Erfolgsrezept des IBM-Labors ist einfach: Hier herrschen die besten Wissenschaftler, die selbst ausgezeichnete Ideen produzieren können.

IBM-Labors in Armonk: Ein ideales Umfeld für Spitzenforscher

Die Spitzenforscher des IBM-Labors sind heute in der USA zu finden. Das ist ein Grund dafür, dass die IBM-Labors in Armonk, New York, ein so erfolgreiches Zentrum für die physikalische Forschung sind. Das Erfolgsrezept des IBM-Labors ist einfach: Hier herrschen die besten Wissenschaftler, die selbst ausgezeichnete Ideen produzieren können.

Die Spitzenforscher des IBM-Labors sind heute in der USA zu finden. Das ist ein Grund dafür, dass die IBM-Labors in Armonk, New York, ein so erfolgreiches Zentrum für die physikalische Forschung sind. Das Erfolgsrezept des IBM-Labors ist einfach: Hier herrschen die besten Wissenschaftler, die selbst ausgezeichnete Ideen produzieren können.

Die Spitzenforscher des IBM-Labors sind heute in der USA zu finden. Das ist ein Grund dafür, dass die IBM-Labors in Armonk, New York, ein so erfolgreiches Zentrum für die physikalische Forschung sind. Das Erfolgsrezept des IBM-Labors ist einfach: Hier herrschen die besten Wissenschaftler, die selbst ausgezeichnete Ideen produzieren können.

Die Spitzenforscher des IBM-Labors sind heute in der USA zu finden. Das ist ein Grund dafür, dass die IBM-Labors in Armonk, New York, ein so erfolgreiches Zentrum für die physikalische Forschung sind. Das Erfolgsrezept des IBM-Labors ist einfach: Hier herrschen die besten Wissenschaftler, die selbst ausgezeichnete Ideen produzieren können.

Die Spitzenforscher des IBM-Labors sind heute in der USA zu finden. Das ist ein Grund dafür, dass die IBM-Labors in Armonk, New York, ein so erfolgreiches Zentrum für die physikalische Forschung sind. Das Erfolgsrezept des IBM-Labors ist einfach: Hier herrschen die besten Wissenschaftler, die selbst ausgezeichnete Ideen produzieren können.



Stellen Sie sich vor: Die Atomkraftwerke hat man abgestellt und nicht mehr ersetzt. Mit Wasserkraft und Alternativenergien wird genügend Strom produziert, denn neue Generatoren arbeiten mit mehr Wirkung und in grossen Elektromagneten speichert man den Strom für Spitzenzeiten.

Stellen Sie sich vor: Es gibt keine Hochspannungsleitungen mehr,

die unwirtliche Gegenden verschandeln. Kabel, im Boden verlegt, transportieren den Strom über Hunderte von Kilometern vom Kraftwerk zu unseren Kühlschränken und Stubenlampen ohne Verlust, im Gegensatz zu den heutigen Leitungen, bei denen ständig Energie auf der Strecke bleibt.

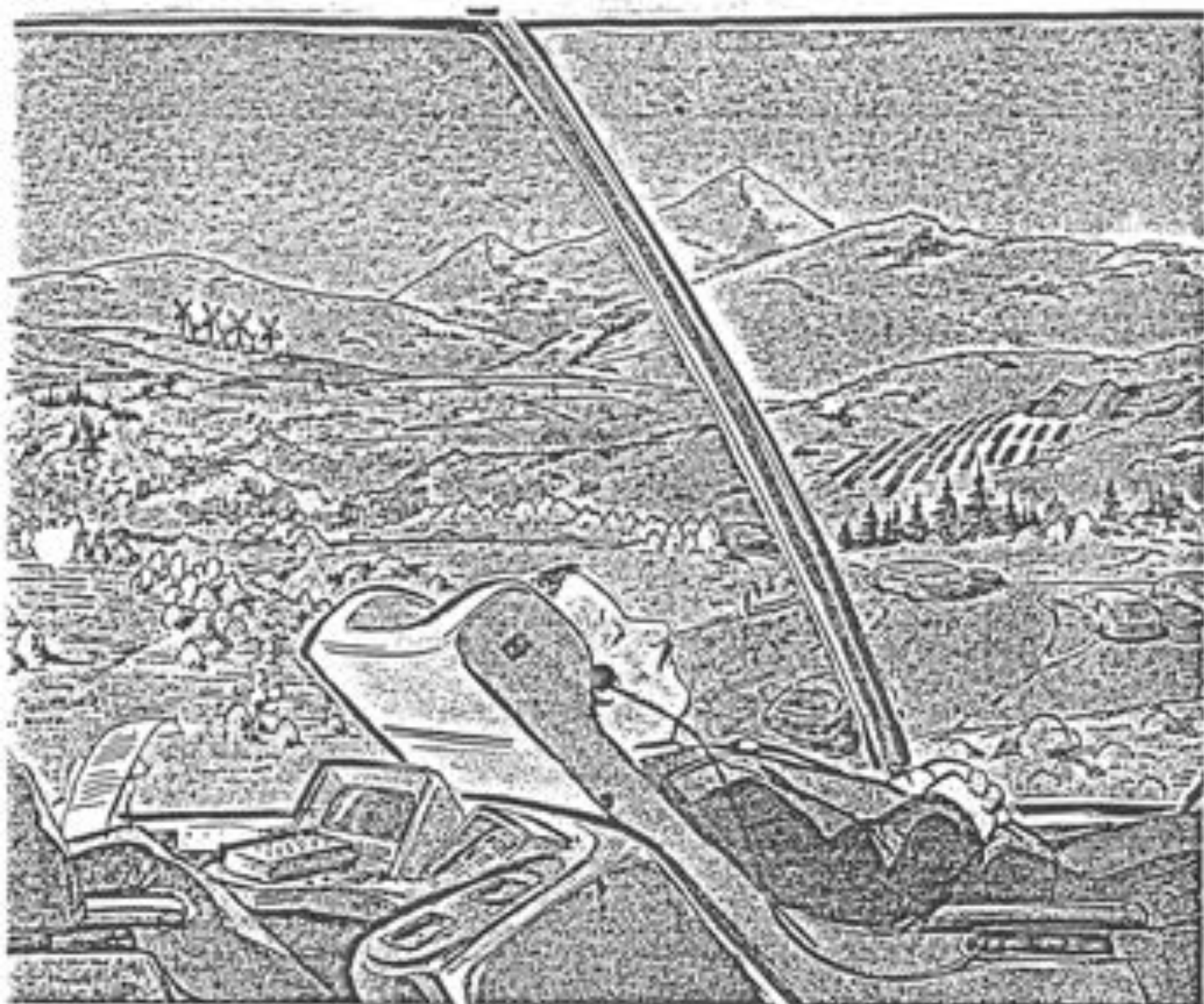
Magnetschwebebahnen haben dem öffentlichen Verkehr endlich zum Durchbruch verholfen und lassen jedes noch so schnitzige Au-

to hoffnungslos alt aussehen. Mit den fliegenden Zügen kommt man bequemer, billiger und schneller ans Ziel - in einer halben Stunde von Zürich nach Chur.

Was heute an Science-fiction erinnert, wird vielleicht bereits in zwei, drei Jahrzehnten - wenigstens zum Teil - Realität. Eine technische Revolution steht uns bevor, behaupten Fachleute. Der Schweizer Alex Müller und der Deutsche Georg Bednorz, zwei

Physiker am IBM-Forschungslabor in Rorschlikon, haben mit einer sensationellen Entdeckung die abgeklärte Physikergilde weltweit in Aufregung versetzt und zu fiebrhaftem Experimentieren und nächtelangem Rechnen gezwungen.

Supraleitung heisst das Schlüsselwort, das in Wissenschaftlerkreisen seit Anfang Jahr in aller Munde ist. Der Name sagt eigentlich alles: Supraleiter lassen den elektrischen Strom super gut - oh



In einem Kloostergarten in Sizilien wurde geboren, was uns dereinst fliegende Züge, unsichtbare Starkstromleitungen und handliche Supercomputer bringen soll: die Idee eines phantastischen Materials, eines «warmen Supraleiters». Ihr Vater ist der Schweizer Physiker Alex Müller.

DIE ZÜRCHER OXIDE

oder:
Eine Superidee und ihre Folgen
Barbara Vonarburg



ne Verluste. Das ist beiläufig keine Selbstverständlichkeit. Schickt man Strom durch einen normalen Leiter, einen Kupferdraht zum Beispiel, muss er einen elektrischen Widerstand überwinden. Ein Teil der Energie geht so beim Transport verloren. Sie wird in Wärme umgewandelt. Der Verlust auf dem Weg vom Kraftwerk zum Konsumenten ist beachtlich: Fachleute schätzen, dass in der Schweiz rund 9 Prozent der Energie unterwegs verlorengehen. Oder anders ausgedrückt: Doppelt soviel Strom, wie das Kernkraftwerk Mühleberg produziert, wird beim Transport laufend verbraucht und dient nur dazu, den Vögeln, die auf den Leitungen sitzen, die Flüsse zu wärmen.

Die Idee: Paare verlieren keine Energie

Warum sinnen man für die Drähte Kabel kein besseres Material, das den Strom ohne Verlust leitet? fragt sich der Laie. Anstatt Kupfer müsste ein Supraleiter her. Simen. Doch bis dahin hatte die Sache einen bösen Haken. Die bekanntesten Materialien wurden erst supraleitend, wenn man sie extrem stark kühlt auf Temperaturen in der Nähe des absoluten Nullpunkts bei minus 273 Grad Celsius oder, wie die Physiker sagen, bei null Grad Kelvin (null Grad Celsius entsprechen 273 Grad Kelvin). Um so tiefe Temperaturen zu erreichen, braucht es ein kostspieliges Kühlmittel, dessen Bereitstellung erst noch Unmengen Energie verschlingt: flüssiges Helium. Jahrzehntlang suchten Physiker nach Materialien, die bei höheren Temperaturen supraleitend wurden.

... hatte der niederländische Physiker Kamerlingh Onnes in Leyden das Phänomen Supraleitung zum erstenmal entdeckt, an Quecksilber bei minus 269 Grad Celsius oder 4 Grad Kelvin. Bei dieser Temperatur, Sprungtemperatur genannt, sank der elektrische Widerstand sprunghaft auf null. 1973 war man bei einer Sprung-

BARBARA VONARBURG ist Redaktora im Ressort «Natur und Forschung» des «Tages-Anzeigers» und zuständig für Energiefragen.

temperatur von 23 Grad Kelvin angefangen, indem man Legierungen des Metalls Niob verwendete. Dann gelang trotz weitestens, intensiver Suche jahrelang keine Steigerung mehr. Erst eine Bemerkung, zehn Jahre später in ein Notizbuch gekritzelt, brachte die entscheidende Wende in der langgefahrenen Fehlsuche.

Der Physiker Alex Müller war im Sommer 1983 aus der Schweiz nach Süllien gereist, um im mittelalterlichen Städtchen Erice ob Trapani an einer «Sommer Schule», einer Arbeitstagung für Physiker, teilzunehmen. «Es war wunderbar», erzählt Müller; «weil das Städtchen auf 800 Meter Höhe liegt, ist es hier auch im Sommer heftig kühl.» Die «Sommer Schule» fand in einem ehemaligen Kloster statt. Der Vortrag seines Kollegen Harry Thomas, Professor an der Universität Basel, hatte Müllers besonderes Interesse geweckt. Thomas hatte sich zusammen mit einem Mitarbeiter überlegt, was passiert, wenn in fester Materie Strom fließt. Feste Materie kann aus verschiedenen Sorten von Atomen zusammengesetzt sein, die aber oft eine regelmässige Struktur bilden, ein Kristallgitter. Fliesst Strom, so wandern negative Ladungsträger, Elektronen, durch das Gitter. Zwischen Elektronen und Gitter besteht dabei eine ständige Wechselwirkung. Mit ihr hatte sich Thomas befasst und eine interessante Theorie entwickelt: Die Wechselwirkung soll danach in bestimmten Verbindungen so stark werden, dass sie die Elektronen dazu veranlassen kann, nicht allein, sondern in Paaren durch das Gitter zu strömen. Dies - so hat man in den fünfziger Jahren herausgefunden - ist aber genau die Voraussetzung dafür, dass ein Material supraleitend wird. Denn Elektronenpaare können sich - ohne anzustossen - durch das Gitter bewegen, sie verlieren nicht wie die Einzelgänger bei Kollisionen mit dem Gitter Energie. Das heisst: Der Strom fließt verlustlos, das Material ist tatsächlich supraleitend.

Müller ging die Sache durch den Kopf. Allein spazierte der damals

36jährige durch den alten Park, der ans Kloster grenzt, und überlegte im Schatten der Bäume: Wenn Thomas recht hat, können Verbindungen von Metallen mit Sauerstoff, Oxide also, supraleitend sein. Aufgrund ihres Aufbaus ist die Wechselwirkung zwischen Elektronen und Gitter besonders stark.

Bis anhin hatte man sich auf der Suche nach Supraleitern mit möglicherweise hoher Sprungtemperatur auf Metalle und verschiedene Metalllegierungen beschränkt. Müller war aber überzeugt: Mit Metalllegierungen kann man nicht weiterkommen. Metalloxide dagegen boten eine Chance, und zwar musste man Kupfer- und Nickeloxide unter die Lupe nehmen, das wusste Müller aufgrund seiner Erfahrung.

Wenn er wieder zu Hause wäre, wollte er sofort mit seinem Kollegen Georg Bednorz sprechen. Bednorz war ein ausgezeichnete Physiker mit einem flair für die richtigen Lösungen, und gleichzeitig seriös; so hatte Müller den 23 Jahre jüngeren Kollegen kennengelernt, als er ihn bei dessen Doktorarbeit an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) auf dem Hänggerberg betreute.

Fachleute lächelten mitleidig

Bednorz war Fachmann für die Synthese von Oxiden. Er sollte die Kupfer- und Nickeloxide herstellen, die sich Müller in Gedanken vorstellte, und testen. Müller, noch immer im Klostergarten wandelnd, machte sich eine Notiz, die ihn zu Hause an sein Vorhaben erinnern sollte. «Jetzt müssen wir anfangen», bedeutete Müller bereits am nächsten Montag in Rorschikon dem Kollegen Bednorz, und dieser machte sich ans Werk: Allein im Labor, mischte er verschiedene Nickel- und Kupferverbindungen mit zusätzlichen Substanzen, erhitzte unzählige, so erhaltene Pulverchen, kühlte sie wieder ab, mahlte und presste sie in kleine Probenbletten. So erhielt Bednorz spröde, sogenannte keramische Substanzen. Bei normalen Temperaturen leiteten sie den Strom, im Gegensatz zu Metallen,

äusserst schlecht. Wie würde er tiefen Temperaturen ausset? Waren sie supraleitend? Im wieder kühlte Bednorz seine Bleiben ab und mass ihren elektrischen Widerstand. Doch die Sensa blieb aus. Vielleicht hatte der Leiter der Europäischen Physikalischen Gesellschaft, Professor Yner Buekel, doch recht gehabt seinem Urteil über Müllers unventionelle Idee, Oxide könnten supraleitend sein. «Buekel ist», erzählt Müller, «wie an Bekanntheit mit einem beifall «ja, ja» und einem mitleidigen cheln quittiert.» Selbst Harry Thomas, der Müller mit seiner Arbeit einen wesentlichen Anstoss gegeben hatte, glaubte nicht so sehr dass man ein supraleitendes taloxid finden würde. Die Erfolgchancen schätzte er auf höchstens 50 Prozent.

Nach zwei Jahren: die Sensation

Müller und Bednorz liessen sich locker. Sie beschlossen, ihre Suche nach einem supraleitenden Material nicht an die grosse Glocke hängen. Nicht einmal in IBM, wo wusste jeder recht, womit die beiden beschäftigt. 2 Jahre lang fabricierte Bednorz weiter seine Tablett und testete sie abends im Lab wenn seine Kollegen längst in Hause gegangen waren. «Bednorz hätte ja plötzlich denken können was ich erzähle sei Käse», e Müller, «aber er vertraute. Das ist unglaublich wichtig für erfolgreiche wissenschaftliche Zusammenarbeit.» Im Dezember 1985 stiess Bednorz beim Durlesen von Publikationen auf Arbeit über eine interessante stanz: Lanthan-Kupferoxid, mit Barium durchsetzt war. Autoren des Artikels hatten zwar nicht für die elektrische Fähigkeit des Materials bei niedrigen Temperaturen interessiert. Die übrigen Resultate schienen vielversprechend. Mit einem Laborlehrling zusammen w auch Bednorz Barium-Lanthan Kupferoxid her - und fuhr in Weihnachten. Inzwischen schlammerte auf einem Reg-



27. Januar 1986, abends um acht Uhr: Die kühnsten Physikerträume von Georg Bednorz (links) und Alex Müller erfüllten sich. Der Widerstand sank plötzlich um die Hälfte. Der «warme Supraleiter» war gefunden.



DIE ZÜRCHER OXIDE

Die Entdeckung ist ein Sieg des Vertrauens in fähige Köpfe

Rüchliker Labor ein Fläschchen, dessen Inhalt sich als Zaubermittel entpuppen und köhlteste Physikerräume erfüllen sollte.

Es war der 27. Januar 1986, abends um acht Uhr. Bereits zum zweitenmal kühlte Bednorz in seinem Labor eine Tablette aus Barium-Lanthan-Kupferoxid schrittweise ab, setzte sie unter Strom und mass sorgfältig ihren elektrischen Widerstand. Das erste Mal war der Messwert um die Hälfte gesunken. Doch die zweite Messreihe sah genau gleich aus: Plötzlich sank der Widerstand um die Hälfte. Und das Sensationelle dabei war: Der charakteristische Knick in der Kurve war nicht in der Nähe des absoluten Nullpunktes, sondern bei 35 Grad Kelvin oder minus 258 Grad Celsius. Das Material war also supraleitend und hatte eine wesentlich höhere Sprungtemperatur als die bisher bekannten Supraleiter.

Nobelpreisträger Heini gibt das O. K.

Müller und Bednorz hätten in einem Freudentaumel ausbrechen können. Aber noch zweifelte Müller an den Ergebnissen. «Wir haben niemandem von der Sache erzählt», erinnert sich Müller. Erst als neue Messungen die hohe Sprungtemperatur bestätigten, beschlossen die Forscher, ihre Resultate zu publizieren. In seiner Ferienwohnung in Flims schrieb Müller ein Manuskript für die Veröffentlichung in der deutschen «Zeitschrift für Physik».

Doch vorerst passierte nichts Spektakuläres. Das Manuskript blieb auf der Redaktion einige Monate liegen, bis es im September 1986 veröffentlicht wurde. Müller und Bednorz arbeiteten derweil in aller Ruhe weiter. Sie wollten zeigen, dass ihr Material nicht nur Strom verlustlos leitete, sondern auch die für einen Supraleiter charakteristischen magnetischen Eigenschaften aufwies.

Es musste sich im supraleitenden Zustand wie ein Elektromagnet verhalten. Und dies tat es auch.

An einem historischen Tag konnte der Leiter der IBM-Abtei-

lung für Physik, Heinrich Rohrer, die Arbeit visieren, die die letzten Zweifel an der Existenz eines supraleitenden Metalloxyds mit hoher Sprungtemperatur ausräumte. Es war Mittwoch, der 17. Oktober 1986. Rohrer hatte soeben einen Telefonanruf aus Stockholm erhalten und erfahren, dass er zusammen mit seinem IBM-Mitarbeiter Gerd Binnig und einem weiteren deutschen Kollegen den Nobelpreis für Physik gewonnen hatte für die Entwicklung des stärksten Mikroskops, des Raster-Tunnelmikroskops. Aber trotz der grossen Freude vergass Rohrer seine Alltagspflichten nicht. «Nach dem Telefonanruf aus Stockholm unterzeichnete Heini als erstes unsere Arbeit», erinnert sich Müller. Damit segnete der frischgebackene Nobelpreisträger eine Arbeit ab, die vielleicht als nächste Mitte Oktober preisgekrönt wird. «Ein weiterer Nobelpreis wäre natürlich phantastisch», sagt Martin Reiser, Direktor des IBM-Labors in Rüschlikon. Rund 200 Mitarbeiter arbeiten unter seiner Leitung im einzigen europäischen Forschungslabor der IBM. Sie befassen sich mit drei Themenkreisen: Physik, Festkörpertechnologie sowie Nachrichtentechnik und Informatik. Das Schwergewicht der Forschung liegt mit zwei Dritteln auf konkreten Projekten, die den technischen Fortschritt der Firma gewährleisten, zum Beispiel auf der Entwicklung neuer Computerbauteile und der Datenübertragung. Zu einem Drittel wird Grundlagenforschung in Physik und computerbezogener Mathematik betrieben – zum Teil erfolgreicher als an Universitäten, wie das Raster-Tunnelmikroskop und der Supraleiter beweisen. «Gute Leute und ein Führungstil, der Ideen gestattet und fördert», lautet Reisers Erfolgsrezept für die Forschung. «Die Leute haben bei uns die Möglichkeit, zu experimentieren, auch wenn ihre Ideen unwahrscheinlich klingen», sagt Reiser. Er hofft natürlich auf einen weiteren grossen Durchbruch von IBM-Forschern, obwohl sich momentan keine mit dem Raster-Tunnelmikroskop oder dem Supraleiter vergleichba-

re Überraschung abzuzeichnen scheint. «Und wenn ich schon heute etwas davon wüsste», meint Reiser lachend, «würde ich bestimmt nicht erzählen.»

Alex Müller, der vor Heinrich Rohrer Physikchef war, besitzt heute zusammen mit drei anderen Forschern in Rüschlikon die privilegierte Stellung eines IBM-Fellow. Das bedeutet neben einem Direktorenalter völlige Freiheit in der Arbeit. «Ich könnte anstatt zu forschen auch einen Roman oder einen Krimi lesen», sagt Müller. Er liest auch tatsächlich viel, oder raucht Pfeife und sinniert über Gott und die Welt. Seit dreissig Jahren macht er aber auch – und vor allem – «gute Physik», wie er sich mit einer sympathischen Portion Stolz ausdrückt.

Unter Physikern ist er seit Jahren bekannt für seine seriösen Arbeiten. Hans-Rudolf Ott, Professor an der ETH in Zürich und Supraleitungsspezialist, ist beinahe neidisch auf Müller, weil er in seiner Forschung völlig freie Hand hat. «Hätte er seine Supraleiternische beim Schweizerischen Nationalfonds als Forschungsprojekt einreichen müssen», glaubt Ott, «hätte er nicht die geringste Aussicht auf eine Annahme gehabt.» Das Projekt wäre als viel zu riskant angesehen worden, mit zu wenig Aussicht auf Erfolg. Was sich anscheinend für staatliche Institutionen nicht lohnt, zahlt sich für die Privatindustrie aus: Vertrauen in fähige Köpfe zu setzen und ihrer Kreativität genügend Spielraum zu lassen.

Wenn sich jung und alt zusammensetzen

Ein zweites Erfolgsgeheimnis entdeckt man, wenn man die letztjährigen Nobelpreisträger, Heinrich Rohrer und Gerd Binnig, sowie die neue Erfolgskombination, Alex Müller und Georg Bednorz, genauer betrachtet: Die IBM-Spitzenleute sind nach dem gleichen Muster zusammengesetzt. Rohrer und Müller sind über 20 Jahre älter als ihre Teamkollegen und bringen die nötige Erfahrung mit. Beide wirken eher zurückhaltend, vorsichtig, vielleicht sogar etwas be-

dächtig. Die beiden jungen Mitarbeiter sorgen dagegen für Dynamik. Sie sind begeisterungsfähig, ehegnrig, bereit, viel Zeit und Energie in die Forscherkarriere zu investieren. Rohrer und Müller sind übrigens beide Schweizer. Binnig und Bednorz stammen der Bundesrepublik Deutschland. Und Zufall oder nicht: Die «von älteren Herren» tragen B der dynamischen Jugend geht höchstens ein Schnauz. Früher oder später werden sich Müller und Bednorz in die Liste der strengen Gewinner des noblen Preises eintragen, davon sind viele Physiker überzeugt. Sie haben die Entdeckung der neuen Supraleiter Oxidbasis für so bahnbrechend die Entwicklung der Glühlampe oder des Transistors. «Müller damit ein Durchbruch geglaubt wie er nur einmal in fünfzig Jahren gelingen kann», meint Prof. Hans-Rudolf Ott.

Japaner stürzen sich auf die Entdeckung

Tausende von Physikern arbeiten derzeit an einer Weiterentwicklung der «Zürcher Oxide». Sie suchen nach anderen Kupferoxiden, noch höhere Sprungtemperatur haben als das Ausgangsmaterial. Den erfolgreichen Forschern ist kein Ruhm, Ehre und sehr viel Geld. Der Startschuss zu die internationalen Wettlauf fiel allerdings erst Wochen nach der Veröffentlichung der Resultate von Müller und Bednorz in der «Zeitschrift für Physik». Die meisten Physiker hatten die Sensation schlicht nicht ernst genommen. Am Ende einer enthusiastischen Reaktion herrschte vorerst Schweigen.

Arbeit blieb praktisch unbeacht. Auch an der ETH in Zürich geriet vorerst niemand. «In vergangenen Jahren gab es manchmal solche Meldungen», reckt sich Ott, «immer stellten sich als falsch heraus.» Nur eine japanische Forschergruppe verfolgte die Idee von Müller und Bednorz so gut, dass sie nicht über naive Kollegen aus der Schlichte, sondern prüfte, warum der Zürcher Substanz tatsächlich auf sich hatte. Die Grupp-

Tokio bestätigte wider Erwarten die hohe Sprungtemperatur im November 1986. Das schreckte selbst den abgeklärtesten Physiker auf und regte zu feberhaftem Arbeiten an.

Wer würde als erster einen noch «wärmeren» Supraleiter finden?

Laufende Projekte wurden zurückgestellt, auch noch so dringende Arbeiten auf später verschoben. Als erstes galt es, die magische Grenze von 77 Grad Kelvin oder minus 196 Grad Celsius zu durchbrechen. Bei dieser Temperatur kann man flüssigen Stickstoff als Kühlmittel verwenden, anstelle von Helium. Das kommt wesentlich billiger, denn Stickstoff hat es in der Luft zur Genüge. Paul Chu, Professor an der Universität von Houston, und sein Team sahen die Hürde im Februar 1987 als erste. Chu hatte in der Zürcher Substanz Labitan durch ein anderes Element, durch Yttrium ersetzt und damit erreicht, dass die Sprungtemperatur auf 98 Grad Kelvin gestiegen war. Wöchentlich wurde von weiteren Forschern aus den USA, Japan, China oder Jugoslawien berichtet. Die Supraleitung, vor Jahresfrist noch ein exklusives Randgebiet für Gelehrte, die sich teure Kühlmittel leisten konnten, war mit der Entdeckung von Müller und Bednorz zum physikalischen Jahreswort geworden. Denn für die Herstellung der neuen «warmen Supraleiter» braucht es kein hochdotiertes Labor. Auch kleine Universitäten und Privatfirmen können mithalten. «Sogar in der Schule kann man Hochtemperatur-Supraleiter herstellen und testen», schreibt der Supraleiterspezialist Paul Grant im britischen Wissenschaftsmagazin «New Scientist» und gibt auch gleich das Rezept für einen «warmen Supraleiter» an: Man nehme 1,33 Gramm Yttriumoxid, 3,95 Gramm Bariumcarbonat und 2,39 Gramm Kupferoxid, mahle und zerstoße alles in einem Mörser. Dann backe man das entstandene Pulver bei 950 Grad Celsius, mahle es danach erneut und presse es in Tabletten. Die Tabletten backe man wiederum bei 950 Grad unter Zutrom-

von Sauerstoff und kühle sie dann langsam ab.

Fertig ist das Zaubermitel. Das Ausgangsmaterial dafür bekommt man bei Chemiefirmen. Die Fluka Chemie AG in Buchs liefert selbst kleine Mengen. Am meisten ist Yttriumoxid. 10 Gramm kosten 38 Franken. Die zehnfache Menge Bariumcarbonat und Kupferoxid kostet dagegen keine 20 Franken. Eine Tablette des supraleitenden Materials kommt also nur auf ein paar Franken zu stehen.

Allerdings misst der Herstellungsprozess auch deutlich, wo Schwierigkeiten in der technischen Anwendung der «warmen» Supraleiter liegen. Als keramische Substanzen sind sie spröde und brüchig, also nicht leicht verformbar - kein Material, aus dem man Drähte ziehen und Spulen wickeln kann. Trotzdem hat man bereits supraleitende Spulen aus dem neuen Material hergestellt, unter anderem auch bei Brown Boveri (BBC) in Baden. Werkstoffspezialisten füllten ein Metallröhrchen mit dem keramischen Pulver. Dann wickelten sie das ganze zu Spulen und liessen das Pulver erst dann reagieren, bis es also erst in der endgültigen Form zusammen. «Es gibt eine lange Liste von Möglichkeiten, wie man keramische Materialien zu Drähten verarbeiten kann», erklärt Hansrudolf Zeller, der die Forschungsabteilung Festkörperphysik und Kommunikationswissenschaften im BBC-Forschungszentrum Dättwil leitet, und meint: «Jeder gute Metallurg kennt sich darin aus» - die BBC ganz besonders. Die seit Jahrzehnten bekannte «kalten» Supraleiter wie beispielsweise Niob-Titan, die eine bedeutend niedrigere Sprungtemperatur haben als die «Zürcher Oxide», bestehen aus ähnlich sprödem Material, und mit diesem hat der Badener Konzern bereits reiche Erfahrung gesammelt. Er gehört weltweit zu den Grossen in der technischen Anwendung der Supraleitung aller Schule. «Mit unseren supraleitenden Drähten, Kabeln und Magneten haben wir einen Anteil von 30 Prozent am gesamten Weltmarkt»,

sagt Zeller. Das Material wird vor allem für den Bau starker Elektromagnete verwendet, die ohne Supraleitung Unmengen Strom fressen. Starke Magnete braucht man heute in der Kernforschung, aber auch in der Medizin. Dank der Magnete kann man mit sogenannten Kernspinnantomographen detaillierte Bilder von Körperorganen herstellen - ein wichtiges Hilfsmittel auf der Suche nach Tumoren. Damit BBC auch in Zukunft am Ball bleibt, wird wie bei Siemens und Westinghouse, Hitachi und Toshiba intensiv geforscht. «Zunehmend herrscht ein unerhörter Konkurrenzkampf», sagt Zeller, «nur wer mit Vollidampfmitarbeitern, hat eine Chance.»

Die technische Umsetzung ist schwierig

Trotzdem werden die technischen Anwendungen der neuen Supraleiter vorrückt auf sich warten lassen. Hauptchwierigkeit ist im Moment die sogenannte kritische Stromdichte: Jagt man Strom durch das neue Material, so bricht die Supraleitung zusammen, wenn zuviel Ampere pro Quadratzentimeter fliessen und die kritische Stromdichte erreicht ist. «Hier hat sich getriggt», sagt Zeller, «dass das Verhalten der Materialien dramatisch schlechter ist, als man ursprünglich geglaubt hat.» Allerdings hat Zeller keine Zweifel, dass sich dieses Problem lösen lässt. «Es geht hauptsächlich darum, Dreieckeffekte zu entfernen», sagt er. Damit meint er folgendes: Das supraleitende Material ist noch zu wenig einheitlich. Es besteht aus vielen Körnern, die zu einem Klumpen zusammengedrückt sind. In einem einzelnen Korn fließt der Strom zwar ungehindert ohne Widerstand, an der Korngrenze hat er aber Mühe, sich einen Weg zu bahnen. Gezielte Herstellungsverfahren sollen den Stoff in Zukunft homogener machen und die Effekte an den Korngrenzen zum Verschwinden bringen. In einem Fall ist das bereits gelungen: Wissenschaftler im amerikanischen IBM-Forschungslabor in Yorktown Heights, New York, haben aus Yttrium-Barium-Kup-

feroxid eine hauchdünne Schicht hergestellt, die hundertmal mehr Strom übertragen kann pro Flächeneinheit, als das Material ursprünglich erlaubte. Solche Filme lassen sich in Zukunft vielleicht für elektronische Chips verwenden. Bereits existieren erste Prototypen. Sie haben zwei Vorteile: Wi man damit den elektrischen Widerstand umgehen kann, so nicht wie üblich Wärme abgeführt werden, und die Schaltung gleichzeitig schneller. Das Endziel soll ein handlicher Supercomputer sein, eine Maschine, die wesentlich kleiner und schneller als ihre grossen Vorläufer. Obwohl man aber nicht, ob sich die Sache wirklich lohnt und damit der Praxis auch durchsetzen wird, denn das Verfahren zur Herstellung der Filme ist sehr teuer.

Noch ungewisser als in der Elektronik sind die Anwendungen der Supraleitung in der Elektrotechnik. Neben supraleitenden Kabeln, die den Strom völlig ohne Energieverlust leiten, träumen Physiker und Ingenieure vor allem von supraleitenden Elektromagneten. In Generatoren verwendet könnte man damit wesentlich effizienter Strom erzeugen als heute. Und endlich wäre auch ein optimaler Stromspeicher gefunden: In riesigen supraleitenden Magnetspeichern ließe sich die erzeugte Elektrizität für Spitzenverbrauchszeiten speichern.

Was die Zukunft bringen wird

Neben der Energiewirtschaft wird auch der Verkehr profitieren. Magnetschwebebahnen stehen oben auf der Liste möglicher Anwendungen. Ein starker Magnetfeld hebt diese Züge aus den Schienen, so dass sie schwebend horrende Geschwindigkeiten erreichen können. In der Bundesrepublik Deutschland und in Japan wurden erfolgreich mit diesen Zügen experimentiert. Bereits 1979 erreichte ein unbemannter Prototyp auf einer Teststrecke ein Rekordtempo von über 500 Kilometern pro Stunde. Allerdings lassen sich gekühlte supraleitende Magneten den Bau dieses Supertzugs zu teuer machen.

DIE ZÜRCHER OXIDE

Die USA erklären die Forschung zum militärischen Geheimnis

Fortsetzung von Seite 14

werden. Eine neue Supraleitergeneration könnte ihn technisch einfacher und damit wirtschaftlicher machen.

Im Privatverkehr würden supraleitende Motoren, nur halb so gross wie normale Motoren, des Elektro- und Solarsautos wahrscheinlich zum Durchbruch verhelfen. Überhaupt könnte Umweltschutz billiger – und damit auch praktiziert – werden: Man weiss heute, dass sich Schwefel, der in Kohle enthalten ist, bereits vor deren Verbrennung mit einem magnetischen Abscheideverfahren eliminieren lässt. Supraleitende Magnete wären ideal für diese Arbeit.

Grosse Hoffnungen machen sich die Mediziner. Heliumgekühlte Kernresonanztomographen, die den Körper «durchleuchten», können sich zurzeit nur grosse, finanzkräftige Spitäler leisten. Mit Stickstoff gekühlte Maschinen wären wesentlich billiger und auch für kleinere Kliniken erschwinglich.

Die Zahl der Anwendungen ist fast unerschöpflich: Supraleitende Elektromagneten könnten die Kernfusion eines Tages möglich machen. Sie gilt unter Fachleuten als «saubere» Art, die Kernenergie zu nutzen. Unsere Kernkraftwerke beziehen die Energie aus dem Spalten von Atomen. In Fusionswerken sollen dereinst Atome verschmolzen werden. Dazu muss der Brennstoff hermetisch eingeschlossen werden. Und weil kein Werkstoff den hohen Fusions Temperaturen standhält, kommt dazu nur ein immens starkes Magnetfeld in Frage, erzeugt von supraleitenden Magneten.

Neben allen positiven Anwendungen lassen sich starke Magnete auch für militärische Zwecke nutzen, für Waffen und Antriebssysteme von Kriegsschiffen und U-Booten. Deshalb will US-Präsident Reagan das Budget des Pentagon für die Supraleiterforschung um 150 Millionen Dollar aufstocken. Zudem will er dafür sorgen, dass die Patentrechte geändert und die amerikanischen Forschungsergebnisse über die Supraleitung geheimgehalten werden. Wie erst es der US-Regierung mit der Geheimhaltung ist, demonstrierte sie an einer Tagung, organisiert vom Energieministerium. Ende Juli in Washington: Ausländer hatten keinen Zutritt zu

den Vorträgen – ein Novum bei einer wissenschaftlichen Konferenz. Die Amerikaner haben anscheinend panische Angst, dass Japan ihnen erneut in der Entwicklung einer neuen Technologie den Rang abläuft.

Auch der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung will die nationale Supraleiterforschung vorantreiben, ein Jahr nach dem Erscheinen der Arbeit von Müller und Bednorz zwar mit Verzögerung, dafür mit ungewöhnlichen Mitteln: Erstmals wird im Bereich der Grundlagenforschung ein Sonderprogramm lanciert. Ein paar Millionen Franken sollen dafür aufgewendet werden. «Wir wollen vor allem Gewicht auf interdisziplinäre Forschung legen», sagt Bernhard Weber vom Nationalfonds. Theoretiker, Materialforscher oder Mikroelektroniker sollen zusammen ein Maximum an brauchbaren Resultaten hervorbringen. Unter der Regie des Nationalfonds setzten sich am 7. Oktober 1987 die interessierten Schweizer Forscher, angeführt von Alex Müller, ein erstes Mal zusammen.

Vorerst kann allerdings niemand mit Sicherheit sagen, ob die angekündigte technische Revolution tatsächlich stattfinden wird. «In einem Jahr», weiss Neil Ashcroft, Präsident der Festkörperteilung der Amerikanischen Physikalischen Gesellschaft, an einer vom Fernsehen weltweit übertragenen Pressekonferenz, «können wir abschätzen, was sich realisieren lässt.» Aber vor zehn oder fünfzehn Jahren ist nicht mit konkreten Anwendungen zu rechnen. «Vorerst bleibt noch einiges an harter Knochenarbeit zu tun», weiss Hansradolf Zeller vom IBC-Forschungszentrum.

Inzwischen hat sich Georg Bednorz an den Rummel um seine Person gewöhnen müssen: Auf einer Vortragreise in Japan stürzten sich Fotografen auf ihn, als er aus dem Taxi stieg, und in jeder Zeitung war tags darauf ein Bild des erfolgreichen Wissenschaftlers zu sehen. Die Supraleitung hat Bednorz und Müller zu Superstars gemacht. «Nein, das hätte ich nie gedacht: damals in Erie», kommentiert Müller, «natürlich träumt man ab und zu imgeheim vom grossen Erfolg, aber so etwas ...»

Das Team-Work-Haus



Das Furter Fach-Werk-Haus ist Team-Work-Haus. Mit dem Bauherrn zusammen erarbeiten wir Konzept, Gestaltung, Raumeinteilung, Innenarchitektur und Ausstattung.

Das Fachwerk-Bausystem ist so flexibel, dass wir alle Wünsche des Bauherrn unter Dach und Fach bringen.

Der Bauherr ist bei uns nicht nur Kunde, er gehört zu uns ins Team.

Das einzig Richtige!

FURTER FACHWERK- BAU

FURTER/EGG

Coupon für Gratis-Dokumentation

Name _____

Strasse _____

PLZ/Ort _____

Furter Holzbau AG, im Fachwerkhaus, 5605 Dottikon
Telefon 057-24 19 78

84211/16.14

Der Zürcher Journalistenpreis 1988

wird

Herrn Christoph Neidhart

für seine Arbeit

Königlich und Kommunistisch

erschienen im Trans-Atlantik

Nr. 2/1987

verliehen

Zürich, 22. April 1988

KÖNIGLICH UND KOMMUNISTISCH

Eine Budapester Symphonie
Vom Christoph Neidhart

W

eil ich das Silberplatinen, in dem die Ungarn sich unsehbar, niemals verschieben lassen werden, teilt sich mir Budapest über Geräusche mit, über Musik. «Sie hat mich nie geliebt», trauert, andere zurechnen, Philipp, der einsame Herrscher, in Vondis Das Casus – und wir Närtlinge aus dem Westen denken bei diesem künstlichen Ringen um Macht und Freiheit gleich an János Kádár. «Ach was», wischt meine János ab, «die spielen einfach ihre Klassiker rum».

In der ersten Reihe, zwischen den Touristen, steht eine alte Dame mit der Partitur, weiß, bucklig und bodacht, eine Dame zu bleiben – dem Alter und der Zeit zum Trotz. Mit «Pesti Műsor», der Programmzeitung, mit Opomgucker, Handtasche und Schal ist sie beim Abdunkeln noch unständiglich von der dritten Reihe nach vorne geschoben. Und schaut jetzt dennoch nicht zu, sondern liest mit. Zu sehen gibt es ohnehin nichts: Sänger, die einfach rumsehen, ein düstres Bühnenbild, das auch für den Ritzer Blauwert reigte, Inszenen, die, ob Schreiber oder Landknecht, Mönch oder Bischof, allemal aussehen wie Baum.

Die Erkel-Oper sei eben die B-Oper, beschwichtigt János. Die «Staatsjugenden» gingen in die (Staats-)Oper oder ließen sich in der Musikakademie aus den Niederungen der «hübschen Baracke im Garten» einführen. Aber das Klischee verwendet er nur, weil er ein freundlicher Mensch ist und glaubt, ich warte darauf.

Gefällig stellen sich in der Pause die goldschwarzen bunten Krawatten an die kleinen Schwarzten mit hochgeschürzten Stiefeln und die verrotteten Nerven, diese Stoffe, die erzählen, wieviel Zeit verwichen ist, seit sie von mährischen Dienstmädchen gepflegt worden sind. Vierzig Jahre. Bretten gibt es noch genug. Im Foyer balgen sich die viel zu bunten Fremden mit ungarischen Parvenüs und ein paar Bürgern von Kanapes und Seka. Hier können wir Westler aufdrehen, locker Oberklasse mimen. Hier drehen sich die Köpfe nach dem Schneider von Ulm, der mit seinem weißen Rolls-Royce vorgefahren ist. Armer Selbstfahrer. Im mit goldenen Bläsern jugendüberhimmeln Saal der Musikakademie wartet draußen ein achthöckeriger Dienstmotard – ohne Vorhänge –, mit einem schlafenden Fahrer, der blickt wie die Streicher in den ersten Takten von Béla Bartóks Konzert für Orchester, *stringendo, marcato, poco a poco accelerando*.

Der große Sohn.

V

om Gellért-Berg hört man über die Stadt, ein fernes vielstimmiges Tosen, das das dumpfe Knurren des Schleppers Moldasija, der drei Kohlekühne die Donau hoch zieht. Dort unten, trägt János, Belgrad Kai Nummer 2, hat György Lukács seine letzten Jahre verlebt, mit Blick hier hoch, auf das Ehrenmal für die sowjetischen Befreier, auch er ein großer Sohn, trotz 1956.

Oder, für János: der größte Sohn Ungarns, der Volkskommissar von 1919 und Minister von 1956, der Denker.

Ursprünglich hätte das Denkmal hier oben auch an einen Sohn Ungarns erinnern sollen – an den Sohn des patriotischen Diskussions Hostny, des Reichsverweirers von 1912 bis 1944. Aber nach 1945 war Hostny nicht mehr gemein,

zumal er, wie die Ungarn immer wieder, auf der falschen Seite – jenseitig der Mittelländischen – gekämpft hatte; und obenhin ruhte der beste Denkmalplatz im Stadtbild für die Soldaten der Roten Armee, die zweimal kamen und gelieben sind, bei gemacht wurden.

Konzerbrücke, dort hat jemand «1956» hingegräbt, bloß «1956». Aber das sieht János nicht, das weiß er. Dübener, auf dem neugetriebenen Westminsterverweirer, ein roter Stern. Eine schon Volkserrettung beherbergte dieses Parlament nie, dafür die erste Klimaanlage auf dem europäischen Kontinent. Gegen IRUSE, MALEV, IKARUS, ENZO, MOM kommt der rote Stern nicht an, harret bloß noch aus als letztes Relikt der einst so zahlreichen realsozialistischen Signale, wie die Floukal «marxistisch-leninistisch».

«Hinter der Berg der Rosenhügel und der Kaderfriedhof»; dort verdimmen einst dekorierte Abwechler und müde gewordene Parteigänger ihren Lebensabend.

K

inder haben «Himmel und Hölle» in den Kies gescharrt, bevor er in der frühen Kälte erstarrt ist. Jetzt sind sie verschwunden, und der Kies knirscht beim Gehen nicht mehr rhythmisch, bloß da noch und dort ein wenig, mischt sich nicht mehr über das ferne Tosen zum großstädtischen marsten, sondern klingt eher wie ein Orchester, dem die Ordnung abhandeln gekommen ist, *mezzo, senza misura*.

Allegro cizare – wer hat Angst vorm neuen Jahr? Die Budapester sehen, sie rufen und sockeln, mit Hörchen und Mäuschen, Fühlern wie Käfer, Silvester früh schon. Und kaufen, was der Focier hält.

Im Café Gerbeaud, wo Schokolade fließt und Strudel wächst – für die, die's vermögen, und die Wiener und Münchner und Römer –, servieren die Mamsellen heute in Glitzerband; getrockert wie Cocktailgläser schweben sie durch den Jugendstil, doch glänzen zu sehr, wie ihre Buttercremerorten, sehen älter aus, als sie sind, und wenig grund. Da werden noch Hände geküßt, Mäusel geholt und gehalten. Mäuser fliegen, um Türen aufzubrechen. Da entschuldig und bedankt und entschuldig man sich; János, weil er pünktlicher war als ich; János, weil er lieber Kaffee trinkt als Schokolade; entschuldig sich, wenn ich ihm ins Wort falle, und dann, weil er dennoch weiterredet, ernst. Konflikte zu vermeiden muß schon vor 1956 eine ungarische Tugend gewesen sein – eine lebensnotwendige.

Draußen, auf dem Vörösmarty tér, beziehen zwei große Jungs Stellung, blond und laune der eine, schon mit Bart sein Freund, plazieren ihren Gitarrenkasten beim kleinen Denkmal – der Dichter Vörösmarty auf dem großen hält sich eingehüllt in sein Wintergyjama, wie die meisten seiner Kollegen. Wohin mit der kunstförmigen Mäuserhandtasche? Schnell die Animationsminuten in den Karten. Passanten bleiben stehen, eine Touristengruppe verzettelt sich, nur wenige hören noch auf den Guide, eine Frau in Jeansstiefeln wagt über den Platz, in einer Hose wie Kunstrasen. Von den Steinwürfen quäken Duben mit ihren Silvesterrompeten; bis die beiden endlich losdrehen: «Die Antwort, mein Freund, weiß ganz allein der Wind...» Und da fahren die Hörchen und Kazzeln auch schon wieder dazwischen

(wie Bartók Klarinetten), zu «I'd rather be a hammer than a nail» - auch süßlich.

«Die fühlen sich hier wie im Paradies, das dürfen sie zu Hause nicht», besetzt James selbstbewußt. Ein Basset-Hund bellt neben, und die Konzertsaalorgel wimmelt, aus derselben Richtung, ertönt vorbei. Am Vordammert ist, dort drüben, befindet sich die Börse, die keine uns hierher führt die Váci utca, die Fußgängerstraße für den gehobenen Dienstbesuch, West oder Ost, Taurin oder Angehöriger jener dünnen Zuckerschicht, die sich in den privatwirtschaftlichen Nischen der sozialistischen Planwirtschaft reichert.

Für die meisten Budapestiner indes ist die Váci utca eher ein Aquädukt, vor dem sie draußen bleiben müssen: Pelze, Schmiedel, Porzellan, Maßanzüge, Schallplatten, Schmuck, Hamburger und West-Zeitungen. Besonders DDR-Bürgern quellen die Augen über: Hier kann, wer kann, kann kriegen, was es sonst nur im Paradies gibt, oder im Fernsehen, Schweinhälften, Gänsefüße, Orangen, Bananen - und im ersten Bio-Laden Osteuropas getrocknete Pilzen, Kurbakterien, Sejaschote.

Im Skala-Warenhaus laden The United Colours of Benetton zum wärmeverbindenden Umkleiden ein: Pullover für einen halben, Skijacken für einen ganzen Monatslohn. Nebenbei gibt es japanische CD-Player für sieben und Telefonbeantworter für drei Monatslöhne. (Aber wozu, wenn es bloß 13 Telefonanschlüsse auf 100 Einwohner gibt? Und das in der Stadt, die einst viele war, die erste Telefonzentrale auf dem europäischen Kontinent in Betrieb genommen zu haben. Auf einen Anschluß wartet heute Normalbürger etwa fünfzehn Jahre.)

Am Parfümerie-Stand kommt ein Fixton Bally-Wässchen 1000. Wer soll das, bei einem Durchschnittseinkommen von 5000 Forint, bezahlen? Die obersten 100000, gewiß: Partikular und Neurichter (die privaten Geschäftsleute); die Rückwanderer aus dem Westen, in den vergangenen fünf Jahren innerhalb 7000, oft Kanari, die von ihrer Warente in der alten Heimat fürzlich leben. Und jene zahllosen Schaffler, die an zwei oder drei Arbeitsstellen weit über achtzig Stunden wöchentlich schuften, talente, attese, senza pausa. Seinen ersten Job, erheißt ein Taxifahrer, habe er nur fürs Arbeitsbuch. Die alte Dacia, mit der er mich fährt, miene er von einem Kollegen. (Legal ist das nicht, private Taxifahrer dürfen nur einen einzigen Wagen besitzen und den nur selbst fahren. Aber vielen sei nicht legal.) Mit seinem Funkgerät, auch das kann ganz einseitig sein, vermittelt er Geschäfte, reserviert Tische - oder ruft direkt die Dame im Maxim.

«Money makes the world go round, the world go round. Money, money, money, money.» Nein, er ruft nicht die Casino-Tänzer, die, mechanisch, wie geschult, zu Zigarettenmusik wie zu Tränen von Rachel Balleo denselben Trockeneislauf streichen, hoch das Bein und raus den Da, die das «Las Vegas, Las Vegas»-Playback mit «Los

Vegas» überduden. Auch nicht die Dame, die saubere, Mädchen versagt, Kaninchen und Tauben verschwinden, läßt, einen Geparden verhext, um den die Damenloge starrt - oben frei, als ginge es zur Rollenunterbrechung.

Nein, die wahre Dame vom Maxim wickelt an der Kasse, fortissimo und molto giusto. Sie versteht, Ordnung muß sein, jede Eintrittskarte mit Tischnummer. Darum und Uhrzeit eine Hand und jeden obligatorischen Kommunikationsschein mit Eintrittskarten-Nummer, Tischnummer und Eintrittsbeweg, organisiert, telefoniert, telefoniert zugleich, attenti, attenti, sticht Geld und kassiert, da capo, der nächste Herr, please. Und wenn es denn sein muß, nach der vielen kesschen Haus, wisse sie weiter. Nicht nötig: Im Hotel-foyer pebbelt ein lächelnder Herr aus Berlin: «Lilli, Lilli». Schon blüht die «Ostware», Ungarinnen und Gastarbeiterinnen aus Polen, sich ihm an. Für Deutschmark. Für umgerechnet einen Einheits-Monatslohn die abendliche Runde.



Perlando: Wirtinnen sind Obermenschen, ihrem geübten Exklusivität: «Ja aber, Sie müssen Sukko und Kawawa», werde ich aus der sechsten Etage des Hilton-Hotels zurückgeschickt. Na bitte - gefalle ich Ihnen so besser? Ungarische Staatsbürger haben zum Spielcasino von Budapest keinen Zutritt. Unter keinen Umständen. Obacht! besitzen Ungarn keine Devisen, sagt das Gesetz (erlaubt sind 2000 Forint in West).

Name, Vorname, Beruf, Geburtsdatum, Palnummer, mein Herr, hübsch, und hier Ihre Unterschrift. Die Karte wird archiviert, wenn ich wiederkomme, brauche ich keine neue auszufüllen. Die Casinoleitung kennt mich bereits, weiß Name, Vorname, Palnummer... Dann Pflichttausch: Casino dollar ist die Deutsche Mark.

«Faites vos jeux, Messieurs, faites vos, faites vos, vingt-deux, huzanketó, rouge, finle zwo, pair, zéro fünf zu zwo, stasak.» Aussprachen sind hier Deutsch, Italienisch, Englisch; aber die meisten Gäste reden ungarisch: Hier ist das emigrierte, zum Hauptgeld konvertierte Weltungstern, die besuchter zu Hause weiß, im Winter jedenfalls, beinahe unter sich.

«Les jeux sont faits, rien ne va plus.»

«Geben Sie die Acht zurück», beruht ein Supervisor einen Croupier an. Der macht; drei Croupiers und zwei Aufpasser beginnen sich gegenseitig anzuscheln. Zu fünf sind sie hier, dem knappen Dutzend Roulette-Spieler schließend langem, adagio, adagio, senza, stingsende, die müde Flavo-Mark aus der Tasche zu zucken. Hier funktioniert der Überwachungsstab.

A tempo: Einen Straßentrich gibt es in Budapest nicht (behalten die Beisitzer), darf es von Autos wegen nicht geben. Weiß Lenin, worauf die lächelnden Hutzeln am Rückzug in der nächsten Kibitz warten. Und die Milia, die weiß es offenbar auch: Brau püchchenweise personalisieren

Unbekannte durch den dunklen Park vor der alten Markthalle und in den Nebengassen, an Zahl den paar trüben Tausen weit überlegen.

«Passport! Was Sie hier machen!» Und zusammen: «Nicht gut, spazieren hier.» - Warum nicht? - Ziganen und so, hier viele Ziganen, - Ist das gefährlich? Vorbrecher? - Ja, aber auch - und so. - Bloß spazieren sei zwar nicht verboten, bedeuten mir die beiden Millionäre schließlich, aber dort warte sei die Strafenliste. So bin ich oben abgerückt - und mit Intervall einige Tage danach ein zweites Mal hingegangen. Jetzt ist es sogar der Mäse so kalt. Intervall führt mich in die Szavanna-Bar. Dort herrscht Trübsal, Tana, Ziganer-Rock. «Ich werde nie mehr ein ordentlicher Mensch», singt die Band. Bei Fritz Egger Bräu aus Österreich sagt Intervall: «Sehe Balkan.» Die Decke ist abgetrennt wie in Rumänien, mit Bauplatten verkleidet, die Dekoration grauam bunt. Hier wühlt sich die Araber-Mafia, die Drogen und Drogen über Budapest verschleibt; hier amüsieren sich die kleinen Zuhörer und Vorbrecher; mit lebenswändig düsteren Gesichtern, wie es sie bei uns nicht mehr gibt, seit Zahnärzten mit dreizehn Zähnen gestopft werden.

Es sind die gleichen Gesichter wie am Tefek-Flußmarkt. Selbst die frischen Händler kann man gelegentlich treffen, dort unten am Südrand der Elisabethenstraße, in einem mit Stahlgewölbe überdeckten Hof, umrändert von einem niedrigen gelbgestrichenen Gebäude. Jeans, Schuhe und Brillen, Schmuck und Kirsch, Uhren, Kuckucksuhren, Pendulen; Ausbeistandteile: Bremsen, Scheinwerfer, Kupplungen, Motoren, zahllose Motoren versammelt da. Einer handelt schließlich mit Fahrradteilen, ein anderer mit Schläuchen aller Art und fast neuen Autoradios. Im Freien verläutert eine Singer-Nähmaschine, verschwindet allmählich im Schneet; und beim Ausgang verschleibt einer alte Posters, die Stars von vorgestern, die schon mehrmals in Kindertimmern zurückgelassen wurden, wie Schuhe, denen die jungen Besitzer erwachsen sind.

Amn, aber heilig, ohne Hoffnung, müde vom Kampf um ein wenig Saftlosigkeit, den sie nie gewinnen, indes auch nicht aufgeben, nie ganz, so erscheinen mir die Menschen hier. Auf der Rückfahrt durch die Elisabethenstraße, an Potemkinischen Fassaden vorbei, hinter denen Sträucher wachsen, nicht (wo es sonst doch in allen Budapest Taxis gleich riecht, wasserdicht: «Wunderbaum, erfrischt jeden Raum») - es nach Schokolade, von der Schokoladenfabrik im Viertel der Armen. Zwei Blocks weiter Fassaden ohne Häuser, Stadtschlängel hinter eingeschlagenen Fenstern, und beim Fernen, sie, im Souterrain: eine Kneipe mit beschlagenen Schiebern, voll schon am Vormittag. Hier trinken die Menschen das billigere ungarische Bier, das so rasch überlebk wird, weil unpasteurisiert.

Dies sind die Menschen, die sich am Teufelsberg geduldig dem anstellen, wo die Äpfel zwei, drei Forint günstiger

sind als in allen andern Marktständen, die schwierig waren, manchmal eine halbe Forint. Auch sie, meist Rentner, sind Übriggebliebene. Zusammen mit den Roma und den Arbeitslosen machen sie die 30 Prozent der Ungarn aus, die heute unter dem Existenzminimum von 2460 Forint (1985) leben. Eine in einer ungarischen Zeitschrift erschienene Studie rechnet damit, daß 45 Prozent aller ungarischen Kinder in effektiver Armut aufwachsen. Weil der Staat versagt, versuchen private Gruppen zu helfen; und weil es Armut nicht geben darf, werden diese Gruppen in die Potemkinischen Vorstädte und in die illegalen abgeführt.

Budapest, Berlin, New York. Die drei Städte sind, einander ganz ähnlich, bis dahin ohne wesentliche Zentrumsfunktion, vor

hundert Jahren explosionsartig gewachsen. Menschen kamen, die alle neu anfangen, etwas aufbauen, was werden wollte: kleine ungarische Landadlige, viele von ihnen nach 1848 verarmt, Gentry, wie man sie nannte; Juden, emigriert seit 1867; k. u. k.-Kommisaren, Tschechen zum Beispiel. Sie vermischten sich mit der bereits in Budapest ansässigen, mehrheitlich deutschsprachigen Beamten- und Kaufmanns-Bourgeoisie. 1811 zählten die drei Teilstädte Pest, Buda und Óbuda 121000 Einwohner; es gab ein deutsches Theater, ein ungarisches nicht. Serben, Griechen, Armenier und Juden lebten in den Städten; Ungarn kaum.

1872 beschloß man, die drei Teile - mit inzwischen 300000 Einwohnern und einer stabilen Brücke über die Donau - zu vereinigen. 1889 brannte, gleichsam symbolisch, das deutsche Theater nieder. Ein neues wurde nicht errichtet. Die 48 Prozent Budapestler, die noch 1880 Deutsch als ihre Muttersprache nannten, verloren ihre Bedeutung. Dafür gewannen die Ungarn an Gewicht, und die Juden: 1910 - Budapest kurz die Millionengrenze erreicht - war ihr Anteil auf 25 Prozent angewachsen. Jeder zweite Arzt, jeder zweite Rechtsanwalt in der Stadt war jüdischer Herkunft. Dennoch füllte sich der erstarkende ungarische Nationalismus kaum bedrückt; im Gegenteil, die ungarischen Juden waren selbst hervorragende Patrioten.

Aus England kam der Ingenieur und Brückenbauer Adam Clark, aus der Schweiz der Industrielle Ganz und der Konditor Emil Gerbeaud, und auch sie assimilierten sich im Melting-pot der jungen Metropole (die sechsgroße Stadt Europas damals), wurden Ungarn.

Ganz wie aufstrebende Kleinbürger, die überfüllen, was sie als Norm erkennen, kopierte der kleine Kreis von Städtebauern, der die neue Budapest aus dem Boden stampfte, möglichst viele Elemente aus dem Weltstädten jener Zeit: So entstand der Budapest Eklektizismus, wuchsen die Kolonnen und Engelchen, Türmchen, Säulen und Gips-Helden. Und alles viel zu fett. Sogar die Budapestler



Bauhaus-Architektur um den Szécsen Park konnte die Schwämme nicht ganz lassen.

Er liebe diese Stadt, sagt, schreibt und bestätigt der Schriftsteller György Konrad immer wieder, auch ihre Enge. «Eine reiche Stadt, an einem Fluß gelegen und mit einer katholischen Kirche in der Mitte.» Böglikare Geschichte - denn alles ist nach da. Mit dem Frieden von Trianon 1920 verlor Ungarn zwei Drittel seines Gebietes, und Budapest blieb bis heute ein Wasserkopf.

Die Pracht bröckelt. Schmuck, die Fassade des Hauses, in dem János ein Dachzimmer bewohnt, geputzte und getrichene, der Innenhof schon trügerischer, wären da nicht die bunten Wappsteine und Vitrinen der privaten Elektro- und Jeans-Dealer, die sich hier eingeknistet haben. Bis endlich die Wohnungen restauriert werden, wird es noch Jahre dauern. Paradoxerweise wird zugegeben, daß 130.000 Wohnungen fehlen.

«Dieser sechste Bezirk war einst ein Viertel jüdischer Kleinbürger, das nach 1916 ganz proletarisiert worden ist», erlöstes János' Freund, der im selben Haus wohnt. Die meisten Bürger, die jüdischen Überlebenden und die anderen, wurden indessen schon 1945 aus ihren Wohnungen ausgesiedelt.

Damals ging die Liebesaffäre des urbanen Judentums mit dem Kommunismus zu Ende.

«Jetzt drängen junge Leute in unsere Straße, bürgerliche Familien, muß man wohl sagen.» Es sind die Kinder der Nomenklatura, und sie bilden, paradischerweise unter der schützenden Hand des Leninismus, ein neues Bürgerium.

Tempo uno, tranquillo: Ein Heimweg führt mich durch die Leopoldstadt, ein einstiges Großbürgerquartier im Norden von Pest. Der schwarzen Donau entlang gehe ich am weißen Parteigebäude vorbei - sieht mich die Kamera, sieht sie mich nicht? -, höre Müll nach dem Knirschen des Schnees unter den Füßen.

Für das Rampeln und Quatschen der Straßenbahnen ist es zu spät, Budapest geht früh schlafen.

Kein Mensch, kaum Licht.

Da schlücht sich ein Scharen und Schuppen in meinen stillen Weg, erregends. Beim Parlaments kratzen zwanzig Menschen in orangefarbener Sicherheitsweste das Eis von irgendwem Nebenplatz, schippen mir zu kleinen Schubern Schnee von hier nach dort, stumm, stumpf - Effizienz ist hier nicht gefragt.

Ich gehe weiter, das Kratzen wird dumpfer, nicht ab. Vorbei an der Akademie, am Gedtán-Palais. Ein einsames Taxi kommt von der Kettenbrücke. Und, wie vom Monstrum zurückgefahren, in das Schoppem wieder da. Drüben, beim Amerikaner-Hotel, da ist die Kolonne wieder, legt an der Seitenfassade und vor dem Cardin-Schaufenster. Dieselben Männer und Frauen? Andere, alles alte Leute, auch die ganz jungen.

Die Schneeflocken tanzen, die Schwämme fliegen an einem nächsten Tag. Allegretto scherzando, noch nicht fünf

ist es und schon dankel. Vom Király-Bad, das die Türken während ihrer Herrschaft gebaut haben, geht es durch die Wasserstadt und die Treppe hoch, durch das Wiener Tor, in die Burgstadt. In der Fortuna-Gasse, die einst «Wälsche Gasse» hieß, flattert eine Tantenfabrik, fast immer im Wind. Ich muß ins Café Rosenturm, diese kleine Biedermeierstube, auf Sofa beim runden Kachelofen. Einatmen die Interjektionen sich in den Kaffeehäusern, oder sie gingen zusammen ins Lukács-Bad. (Vergewaltigungen sind, nach ungarischem Recht, dann geschweigepflichtig - also verboten -, wenn ihre Todesursache nicht auf den ersten Blick festgestellt werden kann. Und zwar von einem Polizisten. Im Prinzip sind Hochverbrechen deswegen illegal.) Jetzt werde ich im Zustimmungsfluß abgeholt; diskutiert wird in einer Privatwohnung, in hohen Klammern, vollgepackt mit Büchern, ungarischen natürlich, deutschen, englischen,

russischen sogar, gelegentlich kanadischen und spanischen. Ein neuer Bürger liegt auf dem Schreibtisch: «Das werden Sie jetzt überall sehen», sagt György Konrad, bei dem er auch lag. «Sie übersetzen hier die Waldliteratur bran, aber dieses Buch ist irgendwie untergegangen.» Und da steht sogar ein, mit Hilfe von Freunden, selbst zusammengeschustertes Kleincomputer. Verhandelt wird bei einem Wein die westeuropäische Linke, doch damit nähert man sich nur dem eigentlichen Thema, der demokratischen Opposition Ungarns - also sich selbst. Mir scheinen die Standpunkte, soweit man sie mir überreicht, alle ziemlich ähnlich. Aber János wird ungepöppelt, entschuldigt sich, widerspricht. Sein Gegenüber glockelt lauter, entschuldigt sich, wird lärmig - ein Hahnenkampf, als wollten sie sich im nächsten Augenblick duellieren.

Statt dessen überschütten sie sich jetzt - mit Entschuldigungsformeln.

Zur demokratischen Opposition gehört, wer in einer der beiden Szomszad-Zeitungen veröffentlicht hat, das in ihr Initiationsritus. Zwei bis drei Duzend Schriftsteller und Denker dürfen in Ungarn kaum oder gar nicht veröffentlichten; einige leben vom Übersetzen, von West-Publikationen, einer ist Szomszad-Verleger. 200 bis 300 Leute unterstützen ihr Bemühen nach Gegewaltlosigkeit mit Geld, Wochenanflüssen, in denen gedruckt werden kann, Manusk. Drucken hat der Verleger Gábor Demuszky in Polen gelernt, Subdruck, da ist man am wenigsten technikabhängig. (Fotokopiergeräte sind auch in relativ liberalen Ungarn unter strenger Kontrolle.) Der Leserkreis der Szomszad ist groß und reicht bis in hohe Parteigremien (zum Beispiel), zu den regelmäßigen Kunden, das ist die Schichtkategorie des Systems, zählte die Nationalbibliothek - für den Göttertempel. Die Zeitungen Hírnapló und Brevier erscheinen in Auflagen von etwa 1200, ihre Inhalte werden über Radio Free Europe zusätzlich verbreitet. Szomszad-Bücher erreichen größere Auflagen: «2000 ist unendlich», sagt ein Schriftsteller - der dafür kein Honorar erhält -.



ohne zu verbergen, daß er mehr erwartet. Samizdat-Bestseller ist bislang Orwell's 1984. Über eine wirkliche Basis verfügt die kritische Intelligenz indes nicht. Zu groß sei, glaubt György Dalos, die Schwäche der Ungarn nach Sozialität. Deshalb gleite jede Bewegung, die eine Veränderung anstrebe, und sei sie auch nicht staatsfeindlich, in die Autorität ab. Gelegentlich brauche das System nicht.

«Die sowjetischen Dissidenten wurden nach Sibirien verbannt, ein ungarischer Dissident wird heutzutage schlimmstenfalls unter Palastaufsicht gestellt», schreibt Konrad. Und verliert eventuell Stelle und Reisepaß. «Unser Sibirien ist unsere eigene Wohnung.» Weniger einperlich springt die Milla mit aufständigen Arbeitern um, mit jenen Leuten, die nicht über eine Lobby im Westen verfügen.

«Spitzweg» ist meine erste Assoziation in der Dachwohnung, in der eine Kasse auf einem Stapel Samizdat-Bücher dast und der kranke Poet den Gast und seine Grippe ausweichend mit Wodka versorgt. Zeitweise hat die Milla diese Wohnung einmal wöchentlich durchsucht, Leute provokatorisch beschamte, bedrückt; jetzt läßt sie den Schreiber wieder greifen. Zur Zeit haben die Oppositionellen den Eindruck, man wolle sie machen lassen, solange sie bloß schreiben und reden, und sei es auf «führenden Universitäten» - würde erst einschreiben, wenn sie sich der Strafe bemächtigen.

«Was die ungarische Opposition vom Kapsine übernahm, war die Opernentätigkeit», schreibt Dalos in seinem «Archipel Galacht».

H

Illness, aufgeweckt vom vielen Baden, schlüßig und schlüßig die alsterlose junge Frau an der Kasse zum Király- (deutsch: Königs-)Bad; von ihr erfährt ich nicht, wo es langging. Und landete deshalb erst in einer Pediküre-Abteilung. Da saßen in einem Raum vier alte Leuten, drei warteten geduldig, ein Mann war schon dran, hielt den Fuß hoch zur Sohlenmassage. Am Aerobic vorbei, die Treppe hoch, dort gab ein Mann Ledenschürzen aus und schickte mich in ein kleines Kabüchchen mit Gitterfenster. Zum Umziehen.

Treppe runter, mit der vorgelundenen Windel in den heißen Nebel. Es stank nach Schwefel. Am Beckenrand lehnten Männer, lauschten, trüben, löten Zeitung. Einer trat sturzen ins Wasser, gerade tief genug, damit man noch kauern oder knien konnte. Verzweifelt flüsterte ein Liebespaar unter Wasser, ein älterer Mann setzte sich unter dem Einfeld, gewann dadurch an Autorität, grüßte zur Brunnenfigur.

Wie sieht das wohl bei den Frauen drüben aus?

Traurige, verschüchterte Blicke blähen an mir hängen, begehrt, vorwurfsvoll. Einer ping mir nach, in den Schwitzraum - «Nur für gesunde Badegäste» -, wo der Blick kaum einen Meter vor reicht. Er stellte sich vor mich hin, warnte auf meinen Litz, reglos, verzweifelt. Es roch nach Kamille.

«Schwimmen und Springen ins Becken verboten».

Auch in Ungarn ist Homosexualität nicht mehr verbo-

ten, aber unbewußt vergrämen. Im Vorjahr nannte die Parteilosung Népszabadság, die sich sonst eher um einen gemäßigten Tonfall bemüht, die homosexuelle Aids eine «Strafe der Natur gegen jene, die sich widerständig verhalten», und empfahl ihnen, sich im Hintergrund zu halten mit ihren Problemen und es keine Forderungen zu stellen.

Unter den Freunden wußte keiner von der Parade der Ledenschürzen unter der Király-Kuppel, allenfalls kannten sie das Café Egresek.

«Gendler körtök», heißt es im Liegeraum der Badstube, «wir bitten um Ruhe.» Auch in kyrillisch.

Pappschachtelstapel, ein Ledersesseln, es sieht aus wie in einer Eisenwarenhandlung. Bin ich hier richtig? Ich möchte zu Herrn Réna. Ein älterer Mann taucht auf, führt mich ums Hausack in einen Keller. Das Faktorum, schone ich an, und begrüßte den jungen Mann als Réna. Aber der soll bloß übersetzen. Der

nikolaischlanke Ältere ist Tamás Réna. Er gehörte zu den wenigsten Elementen der Gesellschaft, lange bevor die Schatzwirtschaft für diese Elemente noch und nach legalisiert wurde. Réna produziert Ersatzteile, die lebenswichtig sind in einer Gesellschaft, die mittels Konsum ruhegestalt wird. Und produziert überdies umweltfreundlich. Er ist der einzige Pkw-Inhaber in einem RGW-Land - für asbestfreie Kupplungsscheiben und Bremsbeläge. Réna produziert von Steuerbegünstigungen, verfügt über eine Spezialbewilligung, zehn statt nur sechs (plus Familienmitglieder) Arbeiter zu beschäftigen - die bei ihm sehr viel besser verdienen als im Staatsbetrieb: «Aber hier arbeiten sie tatsächlich (30 bis 60 Stunden die Woche), sind nicht nur da, um die Zeit abzusitzen.»

Ja, er sei ein reicher Mann.

Seinem Keller ist das nicht anzusehen. Da wird jede Nische von Lagerregalen oder einem weiteren Werkbänkchen verstellt, und der Raum mit der abgeschabten braunen Polstergruppe ist zugleich Telefonzelle und Buchhaltungsbüro. Wenn repräsentieren, dann effizient: Réna macht Werbung mit Aufklebern, dann sponsert er ein Rallye-Team, und die Badeparter Sportsklub-Handball-Frauen tragen seinen Schrittzug auf der Brust.

Viele Private klagen über mangelnde Steuern und fehlende Garantien, daß der private Sektor auch in Zukunft gebildet werde. Sie wollen investieren. Herr Réna ist optimistisch: Weil die Regierung selbe, daß es mit der kriselnden Wirtschaft noch weiter hochab ginge, könnte sie gar nicht anders - «für den Sozialismus, das wir ja alle wollten». Wer etwas zu verlieren hat, wie die Neureichen, übt sich in Wohlverhalten. Als wollte das reflektiert sein, spielt ein Kinn am Lenin-King Woody Allen Zügel.

Neben den Privatbetrieben gibt es seit 1982 auch nicht-staatliche Genossenschaften, die GSKs (und bis 1984 selbstverwaltete Bereiche innerhalb von Betrieben, die VTKAs). Sie versorgen heute bereits 50 Prozent der Bevölkerung mit den Gütern des täglichen Bedarfs. Im Dienstlei-



mungsbereich sahen den GZKa hundert umschriebene Branchen offen, beispielsweise Haarschneiden - «ja, die Friseur sind immer die letzten», sagt János, als wir nach 20 Uhr an einem noch offenen Salon vorbeigehen -, oder Parsonvermietung: In der schwindenden Marktlücke etabliert sich jetzt Györfi.

Vom Fenster seines Arbeitszimmers weist der Freund von János über die Straße, «dort drüben», präzise, «die Läden in der Mauer; das habe ich 1956 selbst gesehen, wie die Geoschisse einschlugen», 1956 im allgegenwärtig, aber man spricht nicht darüber. Achlos rennen die Menschen am Hitz Lenin-Ebrüt 77 vorbei, an der Gedenktafel für den Hauptmann Ferenc Tüsk, der hier von sogenannten Konterrevolutionären an die Mauer geklopft worden war - beachten auch nicht, daß der selbstende Baum des stehenden Offizier heute nicht mehr zu sagen vermöchte.

So sehr hat das Klima sich verändert.

Jetzt versucht die Intelligenz, dieses wichtigste Ereignis der ungarischen Nachkriegsgeschichte besser aufzuarbeiten. György Dalos begründet terminologisch, warum das, was kádärnisch zuerst «bedauerliche Ölabbereinigungen» geheißen hat und bald Konterrevolution, nicht ein Aufstand, sondern tatsächlich eine Revolution war - deren Ziele (in der Sozialpolitik) zu Teilen vom Kádárismus inzwischen erfüllt worden sind (oder teilweise waren). 1979, am Grab von János Bibó, Staatsminister der Revolutionsregierung, entstand die Idee eines Gedenkbandes: 76 Autoren reichten Manuskripte ein, intellektuelle aller Schattierungen, eine Art Volksfront der Intelligenz (wie Kossuth sie übrigens postuliert), von der Opposition bis in die Partei. Erscheinen allerdings durfte das Buch nicht.

Mit der HÉV, der grünen Vorkonbahn, fahren wir auf die Doonau-Insel Csepel. Rush-hour, Feierabend, Menschen, abgekämpft, schlafen im Sitzen. Vorbei am Hafen, an Schwerindustrie, einer Tibbii-Hilde - auch das gibt es, auf andere Autotypen muß man freilich Jahre warten -, links vier- und sechsgeschossige Sozial-Kasernen. Heute Heimort all'ungarisch: Die Mieter dürfen ihre schlecht instand gehaltenen Wohnungen jetzt kaufen, für 700000 Forint etwa. (Der Staat finanziert auch bei Neubauten die Eigenheimwohnungen, auf davon zehn fällt gerade eine Sozialwohnung.)

Csepel, das Zentrum der ungarischen Schwerindustrie, war in den fünfziger Jahren das grüne Csepel, eine irdische Arbeitsstadt; grün, weil die Farbe des Plüschanzugs, der ungarischen Faschisten, grün war (weil die Öko-Beweg-

gang auf Blau zurückzu malen), in den fünfziger Jahren dann war Csepel das rote Csepel. Die GANZ-Werke beschäftigten mittlerweile 30000 Menschen (und machten Milliardenverluste). Begründet hatten das Werk die Brüder Manfred und Berthold Weiß, die sich später mit dem Schweizer Ingenieur Ganz zusammensetzten. Ihren kleinen Betrieb zur Herstellung von Fleischkonserven verlegten sie 1931 mit 150 Beschäftigten auf die Insel, die bis dahin Sommerziele der ungarischen Könige war. Ihr Produktionsprogramm veränderten sie bald: Rörnung, Moränen, Eisenbahnen, Maschinen - eine Stahlfabrik.

Vor der Hauptplazette posiert Lenin. Als am 7. November 1956 die Revolution verloren schien, steckte ihn jemand eine Schmalzstulle in die Hand. Noch am 12. Januar 1957 sollen Pavlov hier ein Blutbad angerichtet haben. An Bela Kupper, «den alten Kämpfer unserer Partei», der im Kampf gegen die Konterrevolution am 27. Oktober gefallen war, erinnert eine Gedenktafel beim Eingang; nur an ihn.

Da, wo sich die elenden Arbeiterkassen drängen, kämpfen jetzt magere Oberblümchen ums Überleben in der Druckluft; jenseits der Bahn verirren die in den sechziger Jahren elends hochgezogenen Wohnblöcke. Nach der Revolution wurde Csepel bevorratet mit mehr Kindergärten und mehr Kaufhäusern als andere Trabantenstädte.

Von einem der stehengebliebenen Häuschen prangt ein Graffiti: «Du kennst die Vergangenheit nicht aus meinem Herzen reifen».

Die Ungarn haben eine Vorliebe für Zweideutigkeiten.

Wir gehen an einer Mauer entlang, einem eisigen Wind entgegen, am Donsouler. Es sinkt und juckt in den Augen. Wer in Csepel lebt,

wie lang dort bleiben.

Préze: *Szó és Géz* heißt der Nonprofessional-Film, den das Kulturhaus im neunten Bezirk zeigt. Entweder man weiß es, oder man hat irgendwo einen wilden Anschlag gesehen, in der Uni, in einer U-Bahnstation. Miklós Ács und Andras Kinyu, die Autoren, spielen die beiden Rollen gleich selbst, verkörpern sich selbst. Eine Beziehungskrise (und der einzige Hauch von Kritik am ungarischen Machismo, den ich wahrnehme), abwechselnd gegen jeden Strich montiert, begleitet von der Musik der «Kontroll-Gruppe», die sich - bis zur Selbstauflösung - stets außerhalb der von den Jugend-Kulturbürokraten geprägten Grenzen bewegt.

Da hat keine Chance, aber rotet sie, scheint dieser blinische Entwicklungsprozess zu sagen. Er rennt gegen soziale Tabus an: Da wird geschissen und gepinkelt und wieder und wieder gepinkelt. Ost der sprachlosen Vermittlung bürgerlicher Formen: ein zurechtgerachter Dach-



stahl, in dem sich die No-Future-Pflichten allmählich einmischen.

Aus im dunklen Wollpullover, wie János, hat alles mögliche gemacht, wie János - für Hilfsarbeit bei einem Privaten kann er im Tag 1200 Forint kriegen; es gibt Revolver, die davon mehr als zwei Wochen leben müssen -, er hat als Putzmann gejobbt, und jetzt kann er in der Filmfabrik arbeiten.

Allen ist verweigert: die Ausbildungsplätze, die Stellen, die Wohnungen; die Arbeitslosigkeit unter den Jugendlichen nimmt zu. Zwar existieren Programme für Auswärts- und Weiterbildung, aber was soll's.

János' Freund in seiner -Berliner Wohnung meint, die Stimmung sei ähnlich wie in den niedergelassenen westlichen Städten, bloß sei Budapest nie oben gewesen. Die Eltern dieser Kinder hätten stets gearbeitet, 12 bis 14 Stunden täglich; viele von ihnen kämen aus den Trümmernstädten. Manche Jugendlichen würden eigentlich das Gymnasium öffnen. Aber was? Da gehen sie lieber ins Kino, sehen Bud Spencer. Obgleich käme man mit dem Abitur - vermutlich - nicht weiter; sie hätten tatsächlich no future. Zu verlieren haben sie nichts, haben sich abgekoppelt.

Die vielen Bücher in seinem Rücken gehen ihm recht; aber auch von Büchern wollen die Jugendlichen nicht mehr wissen - nur János noch.

Diese Jugendlichen dopen sich, freilich nicht mit den im Westen üblichen Drogen; die sind unerschwinglich. Lösungsmittel, Klebstoffe, gekaute oder erschlickene Medikamente helfen ihnen, aus der Realität zu fliehen. Oder sie stufen sich rot. Eine Generation der Revolte ist das nicht.

Finale: Die Rockgruppen in der Gegend haben, gerade von der sprachlosen Jugend, enormen Zulauf. An -Kassett-Kommissionen haben viele Zuhörer Kassettens-Recorder in die Höhe, oder sie schließen sich direkt an die Verstärker-Anlage an.

Diese Kommissionen werden kopiert, bis zur 3-ten Generation. Das System reagiert mit Stummrollen, eine Rockoper für die Partei, oder mit Verbotsen. Mit Textpassagen wie -Warum werden diese Kommissionen nicht aufgelöst? - sagt sich die -Coinot Punk Group- graden selbst ins Gesicht.

Nicht so die -HORO BLUES BANDS, quasi die letzte Band, die noch gebildet wird, deren Konzerte in der Programmierung noch zugelassen werden. Von HORO kann man Platten kaufen, dafür ist HORO, im Gegensatz zu -Europa kids- (=Europa zu vermeiden) oder -Europavergleiche-, wieder eine Doppelmöglichkeit, nirgends als Spritz-Injektion zu sehen.

Liveli Földes, der Lead-Singer von HORO, kommt sehr

rasch zur Sache. Er habe, erzählt er den etwa 200 musikalischen Zuhörern, ein rotes und ein weißes Hemd. Wenn er Lieder singe, die er - etwa von The Doors oder den Stones - aus dem Englischen übersetze, oder wenn er seine eigenen Allen-Ginsberg-Übersetzungen vorlese, dann singe er in Weiß. Wenn er hingegen über Gott und die Welt, respektive die Sowjetunion und Ungarn singe, über die sozialistische und die sowjetische Mythologie, dann in Rot, das Farbe der Herrschenden. Als hätte er sich dann selber. -Móká tért-, rülpelt er los (so heißt der wichtigste U-Bahn-Strahlenbahn-Knotenpunkt in Budapest, zwischen Burg, Freiheits- und Rosenbügel, am Fuß der Nobelpforten also). Földes poltert, schreit, kühlt wie ein Hahn. Er markiert Onanie, stößt herum, grobschlächtig und schwerfällig, fasziniert.

Das ganze, halbstärke Publikum ist beeindruckt, richtig mitzupfeifen wagt es nicht. Ein wenig Zigruner, mit langem schwarzem Haar und offenem Hemd, scheint mir, als wolle Földes die Texte hinter den Clownerien verstecken, als wolle er einschleifen, was er sagt, und sagt er ja doch. János kommt mit Übersetzern kaum noch nach, und sein Freund betont, Földes sei bewußter, intellektueller als andere. Und sehr ungarisch, das ist er bestimmt: Er singt nur in der Sprache, die hier alle verstehen, vertont auch Gedichte von Vörösmarty und József Attila, ungarischen Nationalpoeten.

Ob sich die Demoskriptoren vom 15. März aus diesen Jugendlichen rekrutieren? Der Tag ist schulfrei, ist ein Feiertag, darf das jedoch seit 1943 nicht mehr sein. Er erinnert an den ungarischen Freiheitskampf 1948. Die Schüler und Studenten, 2000 waren es vor einem Jahr, laufen eine historische Route ab, von Denkmal zu Denkmal, und singen nationalistische Lieder und: -Wir schwören, wir schwören, daß

wir nicht mehr Sklaven sein werden-. Sie versellen als Flüchtling die inkonsistenten zwölf Forderungen von damals, wobei freilich die Einheit mit Siebenbürgen zur bloßen Einheit revidiert werden mußte. Die Passanten bleiben irritiert stehen. Und der kommunistische Jugendverband spannt sich, weil das einfacher ist als verbieten, an die Spitze des Zuges; und überstürzt, beim Bem-Denkmal, dort, wo die Rollen geparkt waren, alles mit einem Musikkreppich. Wenn der Zug beim Bem-einwärt, dem General des ungarischen Freiheitskampfes, liest von jenseits der Donau, von János Mária sír, dem Pater Kapl der Margarethen-Brücke, die Väter Marx und Engels führt. Lächeln die beiden weltfreundlichen Theoretiker den jungen Leuten, die ein bißchen Rückeroberung probieren, selbstverständlich! Im Vorjahr bezogen die Ungehorsamen spüren, außerhalb des Blickfeldes der beiden Asten, eingekerkert auf der Kettenbrücke, von der Miliz Präzise. Wofür man sich hinstellt, indem man zugeht, einen Fehler gemacht zu haben - wie ungarisch -, entschuldige.

L A U D A T I O

des Artikels "Liebe Sophie, lieber Willi, ihr habt es überstanden" von Werner Catrina, erschienen in der Weltwoche vom 6. August 1987

In unseren Medien lesen, hören und sehen wir viel zum Schutz von Gesundheit und Umwelt, von bedrängten Minoritäten und über das Elend in fernen Ländern. Vergessen wir manchmal nicht die drückendste Not, die in unserer Nähe erlitten wird? Ist es nicht gerade so, dass dieses Elend oft ignoriert und verdrängt wird?

Werner Catrina macht da mit seinem Weltwoche-Artikel "Liebe Sophie, lieber Willi, ihr habt es überstanden" eine Ausnahme. Er schreibt über zwei seiner Bekannten, die er regelmässig besuchte, oft am selben Tag: eine Neunzigjährige, die sich nach der Erlösung von ihren Altersbeschwerden sehnte, und einen 42jährigen, der wusste, dass ihm seine Aids-Krankheit nur noch wenig Zeit liess.

Freiwillig begab sich der Autor, gelegentlich vom Konditionstraining kommend, ins Pflegeheim mit den "abgebauten" Greisen und in jene abgelegene Etage im Universitätsklinikum, wo frühzeitig Vergreiste beziehungslos auf dem Korridor sassen. "Über beiden Plätzen lag ein Tabu, das Tabu des Todes", schreibt der Autor.

Catrina bewunderte die sich aufopfernden Helferinnen und Helfer, die den Todgeweihten in ihrem einsamen Ringen beistanden, er anerkannte die optimale medizinische Versorgung, die den Patienten zuteil wurde - und erschrak doch über das unheimliche Los der Aidskranken und über das Schicksal des in unserem Land nach Zehntausenden zählenden Heers der abgeschobenen und vergessenen

Uralten. In ihnen erkannte er die nicht mehr munteren Senioren der vierten, tabuisierten Lebensphase - möglicherweise die eigene verdrängte Zukunft.

Auch wenn er es nicht selber sagt, hat der Autor seinen beiden Freunden sicher Beistand geleistet und Mut gemacht. Und wenn er jeweils seinen vor dem Krankenzimmer abgestellten Turnsack wieder aufnahm, hielt seine Betroffenheit an. Sophie und Willi starben fast am gleichen Tag; sie haben es jetzt "überstanden". Es ist aber ein bemerkenswertes Verdienst Werner Catrinas, dass die beiden nicht ganz vergessen sind, ja dass die Erinnerung an sie seine Leser zwingt, sich mit Gedanken - und hoffentlich mit Mitmenschen - zu beschäftigen, von denen sich so viele von uns so gern ablenken lassen.

Hans Rosshard

L A U D A T I O

Für die Berichterstattung von Barbara Vonarburg über Supraleiter und den Physik-Nobelpreis 1987, erschienen im Tages-Anzeiger-Magazin vom 10. Oktober 1987 und im Tages-Anzeiger vom 15. Oktober 1987

Die Berichte von Barbara Vonarburg über die Forschungen der Nobelpreisträger Alex Müller und Georg Bednorz vom IBM-Zentrum Rüschlikon sind nach dem Urteil der Jury hervorragende Proben von Wissenschaftsjournalismus, die sich an besten angelsächsischen Beispielen dieser Sparte messen lassen. Sie vereinen materielle Genauigkeit, Lesbarkeit für den Laien und eine reportagehafte, menschlich packende Darstellung.

Die Beiträge in der Tageszeitung erklären dem Leser sehr verständlich, was ein Supraleiter ist und welche Bedeutung dieser Jahrhundert-Entdeckung zukommt. Unter dem Titel "Schon wieder Champagner" beschreibt die Verfasserin eingängig den Arbeitsstil und die Atmosphäre am Rüschlikoner Forschungsinstitut.

Ebenso preiswürdig ist der umfangreiche Magazin-Artikel, der am 10. Oktober, also in der Woche vor der Nobelpreis-Verleihung erschien. Er schildert packend, wie Müller bei einer Wissenschaftstagung auf Sizilien im Sommer 83 die zündende Idee kam und wie sich die Forschungstätigkeit in den folgenden Jahren bis zum Durchbruch am 27. Januar 1986 abspielte. Dann berichtet er, wie sich nach der Publikation Tausende von Physikern in der industriellen Welt auf die Weiterentwicklung der sogenannten Zürcher Oxide stürzten, und zeigt schliesslich die weitreichenden möglichen Applikationen der Entdeckung auf.

Ich wiederhole: sachliche Kompetenz, Verständlichkeit für den Laien und sprachlich-journalistisches Können liessen der Jury den Beitrag von Frau Vonarburg als Musterbeispiel für Wissenschaftsjournalismus in einer Tageszeitung erscheinen.

Walter Stutzer

L A U D A T I O

für die Arbeit von Christoph Neidhart "Königlich und Kommunistisch" erschienen in Trans-Atlantik Nr. 2, 1987

Keine politische Reportage und keinen Kunstführer hat der Verfasser geschrieben. Seine preisgekrönte Arbeit ist eine gekonnt präsentierte Mischung von beidem und vermittelt dadurch auf originelle Art Informationen über Budapest, über Ungarn als Land und die Ungarn als Leute, sowie darüber, wie Touristen mit all dem umgehen.

Was ist eher erwähnenswert: die lebendige Sprache oder ihr hohes intellektuelles Niveau? Jedenfalls ergänzen sie sich ideal. Die oft überraschenden Wortschöpfungen wirken nie gesucht oder gekünstelt; sie vertiefen im Gegenteil den guten Humor der Reportage und die liebevolle Ironie, mit der Autor - und Leser - das Thema gleichsam von aussen und dennoch engagiert betrachten.

"Königlich und Kommunistisch" unterscheidet sich im Genre vollständig von den Arbeiten der beiden anderen Preisträger, begibt sich bereits tief ins Gebiet des Feuilletons. Trotz der reichen Sprache werden nicht nur Menschen und Atmosphäre lebendig, sondern auch alle Fakten sauber recherchiert und im richtigen Zusammenhang eingebaut. Die Jury war einig, dass Christoph Neidhart wegen dieser geglückten Kombination der Journalistenpreis gebührt.

Marie-Louise Baumann

Zürcher Journalistenpreis 1988

Reportage "Liebe Sophie, lieber Willi, ihr habt es überstanden"
"Weltwoche" 32/1987

Werner Catrina

Am 16. Juli letzten Jahrs sass ich am späten Nachmittag zusammen mit Margrit Sprecher von der "Weltwoche" in der Zürcher Gartenbeiz "Bauschänzli". Bei einem Glas Rotwein besprachen wir mögliche Reportage-Themen. Margrit litt unter Migräne, und am Tisch nebenan fütterten zwei komische Typen die Limatschwäne mit Spaghetti. Irgendwann im Verlauf des Gesprächs brachte ich etwas vor, von dem ich nicht sicher war, ob ich fähig sein würde, es zu gestalten. Im übrigen zweifelte ich daran, dass die "Weltwoche" diese Reportage drucken würde. Meine Gesprächspartnerin reagierte hellwach: "Das musch unbedingt schriiba!" Am nächsten Sonntag, einem Regentag, sass ich bereits um sechs Uhr in der Früh am Textcomputer. Wie selbstverständlich floss der Text "Liebe Sophie, lieber Willi, ihr habt es überstanden" in die Tastatur. Am Abend war der Bericht da.

Die uralte Sophie, bei der ich seinerzeit als Student wohnte, besuchte ich in den ersten Monaten des vergangenen Jahres regelmässig im Pflegeheim. Der Zufall wollte es, wenn es Zufälle überhaupt gibt, dass ich manchmal am gleichen Tag im Kantonsspital am Bett des aidskranken Willi sass. Die Agonie der beiden Menschen stellte ich in meiner Reportage dar: Die Neunzigjährige, die nicht sterben kann, weil man sie nicht sterben lässt; dagegen der Vierzigjährige, mitten im Leben konfrontiert mit dem rasch nahenden, brutalen Ende.

Das grosse Echo auf die Reportage beweist, dass sie etwas für unsere Gesellschaft bedeutungsvolles angesprochen hat. "Ueberalterung" heisst das gnadenlose Stichwort für ein neues Phänomen in der Menschheits-Geschichte. Als erschütternder Kontrapunkt dazu der Tod der Jungen durch Unfall, Drogen, Selbstmord und neuerdings Aids. Die erschreckende Kombination verdrängen wir, wollen wir nicht wahr haben, weil sie uns Angst macht, bedroht.

Wir freien Journalisten neigen dazu, unsere Reportagen mit ständigem Blick auf den Chronometer zu verfassen. Zeit ist für uns - begreiflicherweise - Geld. Was dabei herauskommt, kann handwerklich in Ordnung sein, erschöpft sich jedoch oft im Gängigen, eckt nirgends an und betrifft niemanden richtig. An der heute ausgezeichneten Reportage recherchierte ich, ohne es zu wissen, monatelang. Was ich in wenigen Stunden niederschrieb, habe ich erlebt und hilflos erlitten. Solche Reportagen kann man nicht am Fließband produzieren; aber hier und da müssen wir uns - Aufwand hin oder her - schwierigen Themen stellen. Wir müssen mehr wagen! Texte wie "Liebe Sophie, lieber Willi" sind auf mutige Partner in den Redaktionen angewiesen. Liebe Margrit, ich danke Dir. Übrigens: Manchmal, wenn ich mit meinem Velo am Bauschänzli vorbeifahre, packt mich ein sonderbar tiefes Gefühl. Es ist, als ob ich gleichzeitig lachte und weinte.

Christoph Heidhart

Begleit-Text zum Journalistenpreis

Ungarn ist ein totalitärer Staat, trotz Gulagkommunismus. Indes hatte ich mein Städteportrat "Königlich und kommunistisch", so, wie es vorliegt, nicht schreiben können, gäbe es in Budapest nicht eine relative Meinungs- und ein sogar im Verborgenen eine freie Presse. Eine kleine Gruppe Intellektueller - bekannt als die demokratische Opposition - nützt strikte alle ihr gewährten - und mehr noch die bloß tolerierten - Freiheiten aus. Im Untergrund werden Zeitschriften vertrieben: inoffizielle Presse, nennen sie es, und mochten nicht, daß man von Untergrund spricht.

Diese Oppositionellen leben, wie westlichen Intellektuellen es nur noch aus der Literatur bekannt ist; sie nehmen sich Zeit nachzudenken, über Politik, Gesellschaft und ihre Stadt; und sie diskutieren. In zahlreichen Gesprächen mit vielen von ihnen habe ich die Stadt kennengelernt, die ich als Budapest beschrieben habe. Dafür gebührt ihnen Dank.

Wie gering die dieser Opposition gewährte Freiheit dennoch ist, zeigt sich daran, daß János, meine Hauptfigur, zur Unkenntlichkeit verstümmelt werden mußte. Und daß erst neulich von einer Zeitschrift ungarischer Juden nahezu die ganze Auflage beschlagnahmt wurde.

Pressefreiheit ist, nach dem Abkommen von Helsinki, auch: Bewegungsfreiheit für Journalisten, in meinem Falle für westliche Journalisten im kommunistischen Machtbereich.

Alle Staaten Osteuropas verfügen über eine spezielle Anlaufstelle für ausländische Journalisten: Pressinform, Agerpress, Interpress oder ähnlich heißen diese Büros, die einem Ministerium unterstehen. Halb Sicherheitspolizei, halb Reisebüro, vermitteln sie uns Korrespondenten die richtigen Gesprächspartner, geeignete Dolmetscher, Chauffeure, die die Protokollstrecken kennen, etc. "Wir servieren ihnen ihre Thesen soz'agen auf dem Silbertablett", meinte einmal ein für mich "Zuständiger" in der DDR. Was nicht sein darf, klappt leider nicht.

Auch da ist Ungarn nach meinen westlichen Maßstäben vorbildlich: Wenn ich auf eigene Faust recherchieren will: bitte.

Fragt sich freilich, ob meine westlichen Maßstäbe hier im Westen gelten? In einer Gesellschaft, deren Öffentlichkeit von PR geprägt wird? Lotst nicht manche eine Pressestelle hierzulande uns Journalisten - besonders in Unternehmen -, an den eigentlichen Problemen vorbei, verkauft uns, was oft unverkäuflich wäre, sogelt, lügt - oder beschönigt wenigstens. Wie im Osten. Und ich habe den Eindruck: immer mehr.

Ein Berufsstand, der sich befähigt fühlt, Zensuren auszuteilen, nicht zuletzt der Glasnost-Politik, sollte sich eine PR-Arbeit, die über Auswärtige ~~Reisebüro~~ Aufgaben hinausgeht, nicht bieten lassen. - Weil es den Blick verstellt, und weil es korrumpiert.

Aber es ist halt so bequem, Geschichten auf dem Silbertablett serviert zu bekommen.

Ich danke dem ZPV, der Jury, den Spenderfirmen (die das wohl als PR

abbuchen...) für diese Auszeichnung, der Transatlantik-Redaktion für die Zusammenarbeit - und der Weltwoche dafür, daß sie mir solche Fremdarbeiten gestattet.

Zürich, 17. April 1988, Christoph Heidhart

Sponsoren 1988

AG für Public Relations APR
Beobachter Verlag
Denner AG
Dr. Rudolf Farner PR-Agentur
Emil Frey AG
Jean Frey-Verlagsgruppe
Hayek Engineering AG
IBM (Schweiz)
Industrie-Leasing-Gruppe
Jelsoli SA
Jubiläumsstiftung "Zürich"/Vita/Alpina
Migros Genossenschafts-Bund
Orell Füssli Graphische Betriebe
Oerlikon-Bührle Holding AG
Publicitas Schweiz. Werbegesellschaft
Werner K. Rey - Omni Holding
Marc Rich & Co. Holding AG
Ringier AG
Robert Spleiss AG
Swissair Schweiz. Luftverkehrs AG
Schindler Management AG
Schweiz. Aluminium AG
Schweiz. Bankgesellschaft
Schweiz. Bankverein
Schweiz. Kreditanstalt
Schweiz. Lebensversicherungs- und Rentenanstalt
Karl Steiner AG
Klaus Stoehlker AG
Tages-Anzeiger
Trimedia Public Relations AG
Winterthur Schweiz. Versicherungs-Gesellschaft
Adolf Wirz AG
Zellweger Uster AG
Zürcher Kantonalbank
Zürichsee-Zeitung

TAGES-ANZEIGER - Samstag, 23. April 1988



Preisverleihung im Zurichhaus «Zur Haus». Barbara Vonarburg, Werner Catrina (links) und Christoph Neidhardt. (Bild Reso Klink)

Zürcher Journalistenpreis für TA-Redaktorin

Zum achten Mal wurde gestern Freitagabend der Zürcher Journalistenpreis verliehen. Der erste Preis von je 5000 Franken ging ex aequo an die «Tages-Anzeiger»-Redaktorin Barbara Vonarburg und an den freien Journalisten Werner Catrina für einen «Weltwoche»-Artikel. Den dritten Preis (3000 Franken) erhielt Christoph Neidhart für eine Reportage in der Zeitschrift «Trans Atlantik».

Barbara Vonarburg wurde für ihre Berichterstattung im «Tages-Anzeiger» sowie im «Tages-Anzeiger-Magazin» über die Entdeckung von Supraleitern geehrt, für die zwei Forscher des Rorschacher IBM-Instituts 1987 den Physik-Nobelpreis erhielten. Die Jury hat die Arbeit als «hervorstechende Probe von Wissenschaftsjournalismus» gewürdigt. Darin seien materielle Genauigkeit, Lesbarkeit für den Laien und eine reportagehafte, menschlich packende Darstellung vorzuziehen. Die Beiträge erschienen am 10. Oktober 87 im TAM sowie am 13. Oktober im TA. Ihre Reportage sei nur dank den beiden Nihilpreisrichtern möglich geworden, sagte Barbara Vonarburg in ihrer Dankesrede. Diese hätten sich grosse Mühe genommen, ihr die komplizierten Vorgänge zu erklären. Barbara Vonarburg verfügt über ein abgeschlossenes Studium in theoretischer Physik.

Werner Catrina wurde für den Artikel «Liebe Sophia, lieber Willi», erschienen in der «Weltwoche» vom 6. August 87, geehrt. Darin beschrieb er den Totenkampf zweier Freunde, einer 90-jährigen, einsamen Frau sowie eines 12-jährigen

Aids-Kranken. Es sei Catrina gelungen, die Leser betraffen zu machen, indem er auf das Heer der abgeschubenen alten Menschen hinwies, ein Problem, das wegen der Angst vor der eigenen Zukunft allzuoft verdrängt werde.

«Weltwoche»-Reporter Christoph Neidhart schliesslich erhielt seinen Preis für eine feuilletonistisch abgefasste Reportage über eine kleine Gruppe Oppositioneller in Budapest. Der Beitrag erschien in der Zeitschrift «Trans Atlantik».

An der gleichzeitig durchgeführten Generalversammlung des Zürcher Presserates wurde Georges Müller («Zürcher City») zum neuen Präsidenten und Bettina Jacques zur Vizepräsidentin gewählt. Neue Vorstandungsmitglieder wurden Klaus Obermüller («Weltwoche»), Josef Stäcker (Fotohof), Hans-Joachim Vogel (Fernsehen DRS) sowie der selbstvertretende Chefredaktor von Radio Z, Urs Wasserfallen.

Nach 21-jähriger Tätigkeit als Geschäftsführerin des ZPV trat Alice Lutz in den Ruhestand. Sie wurde mit Applaus zum Ehrenmitglied des Vereins gewählt. (GL)

5. Mai 1988

010 7

DIESE WOCHE

Liebe Leserin,
lieber Leser

Bis heute ist der «Zürcher Journalistenpreis» achtmal verliehen worden, und nachdem im Schnitt jedes zweite Mal der Verfasser eines «Weltwochen»-Beitrags auf der obersten Treppenstufe gestanden ist, wäre es unsererseits gewiss überaus kleinlich, diese Institution zu bemängeln. Wir wollen das denn auch in keiner Weise tun. Dieses Jahr ging der 1. Preis an den freien Journalisten Werner Catrina für seine Arbeit «Liebe Sophie, lieber Will, ihr haltet es überstanden» (eine ebenso genaue wie einfühlsame Reportage über das von der Gesellschaft verdrängte langsame Sterben eines Neunzigjährigen und eines Aidskranken), die am 6. August 1987 in der «Weltwoche» erschienen ist, und an Frau Barbara Vomarburg für ihre Artikelserie «Berichterstattung über Sapraleson und Nobelpreis» im «Tagen-Anzeiger-Magazin» vom 10. und 15. Oktober desselben Jahres. Den 2. Preis erhielt der «Weltwochen»-Redaktor Christoph Neidhart für einen Essay über Budapest («Königlich und kommunistisch»), erschienen in der Zeitschrift «Trans-Atlantik». Es handelt sich in allen drei Fällen in der Tat um herausragende journalistische Leistungen, die zweifellos verdiente Anerkennung gefunden haben.

Journalistenpreise - das ist wohl ihr Sinn - sollen nicht ex cathedra loben, sondern motivieren und fördern. Cum grano salis müssen wir zugeben, u.a. zwei Autoren, die im vergangenen Jahr in der «Weltwochen» ausserordentliche Beiträge schrieben, möglicherweise um solche Motivation und Förderung gebracht zu haben: Niklaus Meienberg für seine Wille-Serie, Hanspeter Bors für seine Serie über Kurt Waldheim. Beide Serien sind als Bücher verlegt worden; Meienberg zeitigte eindeutig Wirkung in der Debatte um das schweizerische Geschichtsverständnis, Bors wurde zu einem Kronzeugen der weltweiten Waldheim-Diskussion. Der «Zürcher Journalistenpreis» hat sie nicht übergangen; seinen Satzungen gemäss prämiert er nur Arbeiten, die offiziell eingereicht worden sind. Und offiziell haben wir uns für diesmal vom Wettbewerb ferngehalten: Laut Einladung hätten besonders einmal die «kleineren Zeitungen» zum Zuge kommen sollen. Wir haben diesen Wunsch offenbar überrespektiert. Es hat auch so wieder einmal die «grösseren» getroffen.

Ihre Weltwoche

BUEHDNER ZEITUNG

CH - CHUR

Aufl. t. 37,460 / Da 56,581

Argus Media No. 1126

25. April 1988

010 7

Zürcher Journalistenpreis an Werner Catrina

(hr) Der in Chur geborene und in Zürich lebende Journalist Werner Catrina ist am Freitag mit dem Zürcher Journalistenpreis 1988 ausgezeichnet worden. Catrina erhielt die begehrte Auszeichnung für seine Reportage «Liebe Sophie, lieber Will, ihr haltet es überstanden», die in der «Weltwoche» erschien. Der Bericht schildert die letzten Monate einer Neunzigjährigen im Pflegeheim eines Zürcher Vororts und das Sterben eines Aidskranken. Die Reportage erregte ein starkes und kontroverses Echo. Der Zürcher Preispreis ist ex aequo Werner Catrina und der Journalistin Barbara Vomarburg verliehen worden, die für eine Reportage über Sapraleson (erschieden im «Tagen-Anzeiger») ausgezeichnet wurde. Die beiden ersten Preisträger erhalten je 5000 Franken. Der zweite Preis ging an Christoph Neidhart für seine Reportage «Königlich und kommunistisch», erschienen in «Trans-Atlantik».

Werner Catrina, 44, wuchs in Chur auf, wo er das Lehrerseminar besuchte. Während zwei Jahren war er Lehrer in Davos-Clarus. Anschliessend studierte er in Zürich Geschichte, Germanistik und Journalistik und arbeitet dann sechs Jahre in einer Zürcher Presseagentur. Seit 1979 gestaltete er als freier Journalist und Fotograf Reportagen im In- und Ausland, die zum Teil auch in der «Bündner Zeitung» erschienen. Catrina schrieb mehrere Bücher; so zum Beispiel «Die Rätorenromanen zwischen Resignation und Aufbruch».



Werner Catrina am Freitag in Zürich bei der Preisverleihung. (Keystone)



CH-8030 Zürich, Telefon 01/252 4937

NEUE ZUERCHER NACHRICHTEN
CH - ZUERICH
Auflage taeglich 8,500
Argus Medio No. 1370

25. April 1988

GV des ZPV mit Verleihung des Journalistenpreises **Interesse an Weiterbildung**

-Gy- Der Zürcher Presseverein (ZPV) ist im vergangenen Jahr wiederum um 88 Journalistinnen, Journalisten und Fotografen gewachsen und zählt jetzt 1567 Mitglieder. Nach Erledigung der statutarischen Geschäfte wurde an der Generalversammlung zum achtmaligen Zürcher Journalistenpreis verliehen. Der erste Preis von je 5000 Franken ging an die -Tages-Anzeiger-Redaktorin Barbara Vomarburg und den freien Journalisten Werner Catrina für einen -Weltwoche- Artikel. Den zweiten Preis von 3000 Franken erhielt Christoph Naidhart für eine Reportage in der Zeitschrift -Trans Atlantik-.

An der GV wurde George Müller (Zürcher City) anstelle der zurücktretenden Gisela Blau zum Präsidenten gewählt. Neue Vizepräsidentin wurde Bettina Jacques; neue Vorstandsmitglieder Klara Oberwälder (-Weltwoche-), Josef Stucker (Fotograf), Hans-Joachim Vogel (Fernsehen DR5) sowie zum erstenmal ein Vertreter eines Lokalradios, der stellvertretende Chefredaktor von Radio Z, Urs Wasserfallen.

Sehr bedauert wurde allgemein, dass Alice Lutz, die 23 Jahre lang mit -Kopf und Herz- als Geschäftsführerin des Zürcher Pressevereins tätig gewesen war, in den Ruhestand trat. Sie wurde mit grossem Applaus zum Ehrenmitglied des Vereins ernannt. Die Geschäftsstelle wird nun von Silvia Thomann geleitet werden.

Bei den beruflich interessanten oder zumindest gesellschaftlich fröhlichen Veranstaltungen hippte es manchmal - einige fallen wegen mangelnden Interesses von weitem der Mitglieder hochstäblich ins Wasser. Der ZPV hat anderseits festgestellt, dass praxisnahe,

berufsbezogene Weiterbildung auf breites Interesse stösst. Im Berichtsjahr fand besonders ein Solitärkurs so grossen Anklang, dass er doppelt geführt werden musste. Auch die Dokumentation dazu fand reissenden Absatz.

Weniger Interessenten für den Journalistenpreis

Bedauernd wurde, dass im Vergleich zu früher wesentlich weniger Journalisten und/oder Redaktoren im vergangenen Jahr Arbeiten von ihnen selbst oder Kolleginnen/Kollegen für den Zürcher Journalistenpreis eingesandt hatten. Vermutlich sagten sich nach vergeblichen Bemühungen viele, dass sie offenbar in diesem Gremium keine Chancen hatten, und gaben die diesbezüglichen Bewerbungen auf.

Als -hervorstechende Probe von Wissenschaftsjournalismus- wurde dagegen die Berichterstattung von Barbara Vomarburg über die Entdeckung von Supraleitern gewürdigt, für welche zwei Forscher des Rorschacher IBM-Instituts 1987 den Physik-Nobelpreis erhielten.

Werner Catrina wurde für seinen Artikel -Liebe Sophie, lieber Wilhelm-, in dem er den Totenkampf von einer betagten Freundin und eines aids-kranken Freundes so einfühlsam beschrieb, dass es die Leser betreffen machen musste. Dies, weil der Verfasser neben der Aids-Problematik auf die der zahlreichen abgeschobenen alten Menschen hinwies. Diese wird von den -noch Jungen- mehrheitlich verdrängt. Christoph Naidhart erhielt schliesslich seinen Preis für eine feuilletonistisch abgefasste Reportage über eine kleine Gruppe Oppositioneller in Budapest.

ARGUS

CH-8030 Zürich, Telefon 01/252 49 37

TELEX

CH - SCHAFFHAUSEN

Aufl. ö x p. Jahr 5,725

Argus Media No. 4007

15. Juni 1988

020 9



● Berrin zum achtenmal wurde der Zürcher Journalistenpreis – der letzten Jahr in eine Stiftung umgewandelt wurde – verliehen. Zwar konnte diesmal die Jury nur unter 65 eingesandten Beiträgen auswählen (ein Minusrekord; vor drei Jahren waren es noch über 150 Arbeiten gewesen), stiess aber dennoch auf Preiswürdigen. Werner Catrina, Barbara Voserburg und Christoph Neidhart (s.l.n.r.) hessen die Ausgezeichneten. Ex aequo mit je fünftausend Franken prämiert wurden Catrina «Weitwoche»-Artikel «Liebe Sophie, lieber Willi» und Barbara Voserburgs Berichterstattung über Supraleiter und Nobelpreise für Alex Müller und Georg Bednorz im «Tages-Anzeiger Magazin». Der zweite Preis in Höhe von dreitausend Franken würdigt Neidharts freilebenstisches Portrait der Stadt Budapest, das unter dem Titel «Königlich und kommunistisch» im «Trans-Atlantik» erschienen ist.

send Franken würdigt Neidharts freilebenstisches Portrait der Stadt Budapest, das unter dem Titel «Königlich und kommunistisch» im «Trans-Atlantik» erschienen ist.

ARGUS

CH-8030 Zürich, Telefon 01/252 49 37

TAGES-ANZEIGER

WOCHENAUSGABE F. DAS AUSLAND

CH - ZUERICH

Auflage wochentl. 8,000

Argus Media No. 1376

26. April 1988

Einsprechern nicht zu erfahren 020 9

Zürcher Journalistenpreis. Zum achten Mal wurde am Freitag der Zürcher Journalistenpreis verliehen. Der erste Preis ging ex aequo an die «Tages-Anzeiger»-Redaktorin Barbara Voserburg und an den freien Journalisten Werner Catrina. Den dritten Preis erhielt Christoph Neidhart. Barbara Voserburg wurde für ihre Berichterstattung über die Entdeckung von Supraleitern geehrt, für die zwei Forscher aus Rorschikon den Physik-Nobelpreis erhalten hatten.

ARGUS

CH-8030 Zürich, Telefon 01/252 49 37

TAGBLATT DER STADT ZUERICH

CH - ZUERICH

Auflage täglich 171,251

Argus Media No. 1373

23. April 1988

befindet 020 9

Journalistenpreis wurde vergeben

Der Zürcher Journalistenpreis, ein vom Zürcher Presseverein vor acht Jahren geschaffener Ansporn für journalistische Leistungen, ist am Freitag ex aequo an Werner Catrina für seine Arbeit «Liebe Sophie, lieber Willi. Ihr habt es überstanden» («Weitwoche») und an Barbara Voserburg für ihre «Berichterstattung über Supraleiter und Nobelpreise» («Tages-Anzeiger-Magazin») zugesprochen worden. Die beiden haben je 5000 Franken erhalten. Für den diesjährigen Journalistenpreis wurden 72 Arbeiten eingereicht. Die Übergabe der Preise erfolgte im Rahmen der Generalversammlung des Zürcher Pressevereins.

ANZEIGER VON USTER

CH - USTER

Aufl. 5.9211/Bl. 11900/Gr. 13920

Argus Media No. 1354

23. April 1988

10208

Zürcher Journalistenpreis vergeben

(sda) Der Zürcher Journalistenpreis, ein vom Zürcher Presseverein vor acht Jahren geschaffener Ansporn für journalistische Leistungen, ist am Freitag ex-sequo an Werner Catrina für seine Arbeit «Liebe Sophie, lieber Willi, ihr habt es überstanden» (Weltwoche, 6. August 1987) und an Barbara Vonarburg für ihre Serie «Berichterstattung über Suprakleiter und Nobelpreis» (Tages-Anzeiger Magazin, 10. und 13. Oktober) zugesprochen worden. Die beiden haben je 3000 Franken erhalten.

Der 2. Preis in Höhe von 3000 Franken ging an Christoph Neidhart für seinen Beitrag «Königlich und kommunistisch» (Trans-Atlantik 2/1987).

CH-8030 Zürich, Telefon 01/252 49 37

QUARTIER-ANZEIGER

UNTERSTRASS / OBERSTRASS

CH - ZÜRICH

Aufl. 2 x p. Monat 6.000

Argus Media No. 1398

13. Mai 1988

10208

Werner Catrina erhält den Zürcher Journalistenpreis

Der im Kreis 6 lebende Journalist Werner Catrina ist mit dem Zürcher Journalistenpreis 1988 ausgezeichnet worden. Catrina erhielt die begehrte Auszeichnung für seine Reportage «Liebe Sophie, lieber Willi, ihr habt es überstanden», die in der «Weltwoche» erschien. Der Bericht schildert die letzten Monate einer Neunzigjährigen im Pflegeheim eines Zürcher Vororts und das Sterben eines AIDS-Kranken im Kantonspital. Die Reportage erzeugte ein starkes und kontroverses Echo. Der Zürcher Pressepreis ist ex-sequo Werner Catrina und der Journalistin Barbara Vonarburg verliehen worden, die für eine Reportage über Suprakleiter (erschien im «Tages Anzeiger») aus-

CH-8030 Zürich, Telefon 01/252 49 37

LIMMATTALER TAGBLATT

CH - DIETIKON

Auflage täglich 11.000

Argus Media No. 1359

25. April 1988

10208

Journalistenpreis vergeben

(sda) Der Zürcher Journalistenpreis, ein vom Zürcher Presseverein vor acht Jahren geschaffener Ansporn für journalistische Leistungen, ist am Freitag vergeben worden. Zugesprochen wurde er Werner Catrina für seine Arbeit «Liebe Sophie, lieber Willi, ihr habt es überstanden» (Weltwoche, 6. August 1987) und Barbara Vonarburg für ihre Serie «Berichterstattung über Suprakleiter und Nobelpreis» (Tages-Anzeiger Magazin, 10. und 15. Oktober). Die beiden haben je 3000 Franken erhalten. Der 2. Preis in Höhe von 3000 Franken ging an Christoph Neidhart für seinen Beitrag «Königlich und kommunistisch» (Trans-Atlantik 2/1987).

Für den diesjährigen Journalistenpreis wurden 72 Arbeiten eingereicht. Die Jury, präsiert von Hans W. Kopp, bestand aus Marie-Louise Baumann, Hans Boshard, Adolf Meschg und Walter Suter.

gezeichnet wurde. Die beiden ersten Preisträger erhalten je 3000 Franken. Der zweite Preis ging an Christoph Neidhart für seine Reportage «Königlich und kommunistisch», erschienen im «Trans Atlantik».

Werner Catrina, 44, wuchs in Chur auf, wo er das Lehrtensensinar besuchte. Während zwei Jahren war er Lehrer in Davos Glaris. Anschliessend studierte er in Zürich Geschichte, Germanistik und Journalistik und diktierte bei Prof. Von Albertini. Im Anschluss an das Studium arbeitete er für sechs Jahre in der Zürcher Presseagentur «Comet». Seit 1979 realisiert er als freier Journalist und Fotograf Reportagen im In- und Ausland. Catrina schrieb mehrere Bücher, so zum Beispiel «Die Rätorumoren zwischen Resignation und Aufbruch» und das Auswanderer-Buch «Karada einfach».

 ARGUS

CH-8030 Zürich, Telefon 01/252 4937

DER LÄMIGDIE
CH - WINTERTHUR
Auflage täglich 39,465
Argus Media No. 1359

25. April 1988 

Zürcher Journalisten- preis vergeben

(sm) Zum achten Mal ist der Zürcher Journalistenpreis vergeben worden. Gemeinsame Preisträger im ersten Rang sind Barbara Vossarburg, Wissenschaftsjournalistin beim «Tages-Anzeiger», und Werner Catrina, freier Journalist in Zürich. Barbara Vossarburg wurde für zwei Berichterstattungen über Supraleiter und Nobelpreis ausgezeichnet, Werner Catrina für eine Reportage in der «Weltwoche» über das Sterben einer einsamen älteren Frau und eines Aidskranken. Der zweite Preis ging an «Weltwoche»-Reporter Christoph Neidhart für eine Arbeit über eine oppositionelle Gruppe in Budapest.

Tarnungsgemäss wechselte anlässlich der Generalversammlung des Zürcher Pressevereins das Präsidium. Gisela Blas, deren Amtsduer abgelaufen ist, wurde abgelöst von Georges Müller, bis vor kurzem freier Journalist in Zürich und ehemaliger Präsident der freien Journalisten. Er betreut heute die Zeitung «Zürcher City». Erstmals wurde ein Vertreter aus der Sparte Lokalradio in den Vorstand gewählt, und zwar Urs Wasserfallen vom Radio Z. Neu im Vorstand sind ferner Klara Obermüller («Weltwoche»), Josef Stricker (Fotograf) und Hans-Joachim Vogel vom Fernsehen.

Eine besondere Ehrung wurde Alice Lutz, Briste-Nürnsdorf, zuteil. Während 23 Jahren betreute sie den Zürcher Presseverein administrativ. Als Geschäftsführerin der grössten Sektion des Verbandes Schweizer Journalisten mit über tausend Mitgliedern konnte sie sich wie kaum jemand in der Zürcher Medienzene aus. Für ihre grossen Verdienste wurde sie zum Ehrenmitglied ernannt. Dass der Zürcher Presseverein diese Ehrung nicht leicht vergibt, zeigt die Tatsache, dass Alice Lutz erst das zweite Ehrenmitglied der Landesorganisation der Zürcher Journalisten ist.

 ARGUS

CH-8030 Zürich, Telefon 01/252 4937

NEUE ZÜRCHER ZEITUNG
CH - ZÜRICH
Auflage täglich 145,735
Argus Media No. 1317

25. April 1988 

Präsidentenwechsel beim Zürcher Presseverein Journalistenpreis verliehen

Die Journalistin Gisela Blas ist nach zweijähriger Amtszeit vom Präsidium des Zürcher Pressevereins zurückgetreten. Zum neuen Vorsitzenden wählte die Generalversammlung den bisherigen Vizepräsidenten Georges Müller, Redaktor der «Zürcher City». Neue Vizepräsidentin des Vereins wurde die als freie Journalistin tätige Bettina Jepsen. Vier Rücktritte aus dem Pressevereinsvorstand machten zudem Ersatzwahlen nötig; die Lücken wurden gefüllt mit Klara Obermüller («Weltwoche»), Josef Stricker (freier Fotograf), Hans-Joachim Vogel (Fernsehen DR5) und Urs Wasserfallen (Radio Z).

Eine besondere Ehre wurde der sehr geschätzten bisherigen Geschäftsführerin des Vereins, Alice Lutz, zuteil; sie wurde zum Ehrenmitglied ernannt. Nach 23jähriger Tätigkeit hat sie die Aufgabe der Geschäftsführerin niedergelegt. Sie bleibt dem Verein als Kassierin erhalten; die Geschäfte werden künftig von Silvia Thomann geführt.

Im Anschluss an die Generalversammlung, die rasch und diskussionslos verlief, wurde zum achtenmal der Zürcher Journalistenpreis verliehen. Mit je 3000 Franken ausgezeichnet wurden Werner Catrina für «Liebe Sophie, lieber Willi, ihr habt es überstanden» («Weltwoche» vom 6. August 1987) und Barbara Vossarburg für die Serie «Berichterstattung über Supraleiter und Nobelpreis» («Tages-Anzeiger-Magazin» vom 10. Oktober 1987 und «Tages-Anzeiger» vom 15. Oktober 1987). Ein zweiter Preis in der Höhe von 3000 Franken ging an Christoph Neidhart für «Königlich und kommunistisch» («Trans-Atlantik» Nr. 2/87).

 ARGUS

CH-8030 Zürich, Telefon 01/252 49 37

ANZEIGER DES BEZIRKES NORDEN
CH - NORDEN

Aufl. 3 x p. Woche 6,805
Argus Media No. 1342

25. April 1988



 ARGUS

CH-8030 Zürich, Telefon 01/252 49 37

DER SIHLTALER

CH - ADLISWIL

Aufl. 3 x p. Woche 6,215
Argus Media No. 1328

25. April 1988

Kanton Zürich

0208

Präsidentenwechsel beim Presseverein

(da) An seiner Generalversammlung hat der Zürcher Presseverein (ZPV) den freien Berufsjournalisten Georges Müller zum neuen Präsidenten für zwei Jahre gewählt. Er tritt an die Stelle von Gila Blau. Zur Vizepräsidentin wurde die Berufsjournalistin Bettina Jacques gewählt. Auf das Datum der Generalversammlung trat die bisherige Geschäftsführerin Alice Lutz nach 23jähriger Tätigkeit für den Verein in den Ruhestand. Sie wird durch Silvia Thomann abgelöst. — Der Zürcher Journalistenpreis, ein vom Zürcher Presseverein vor acht Jahren geschaffener Ansporn für journalistische Leistungen, ist ex aequo an Werner Catrina für seine Arbeit «Liebe Sophie, lieber Willi, Ihr habt es überstanden» («Weltwoche») und an Barbara Vonarburg für ihre Serie «Berichterstattung über Supraleiter und Nobelpreis» («Tages-Anzeiger-Magazin») zugesprochen worden. Die beiden haben je 5000 Franken erhalten.

 ARGUS

CH-8030 Zürich, Telefon 01/252 49 37

ZUERICHSEE-ZEITUNG

CH - STAEFA

Aufl. t. 21,655 / Do 25,500
Argus Media No. 1351

23. April 1988



 ARGUS

CH-8030 Zürich, Telefon 01/252 49 37

GRENZPOST AM ZUERICHSEE

CH - RICHTERSWIL

Aufl. t. 2,250 / Do 4,200
Argus Media No. 1347

23. April 1988

 ARGUS

CH-8030 Zürich, Telefon 01/252 49 37

ALLOEMEINER ANZEIGER VON
ZUERICHSEE

CH - MAEDENSWIL

Aufl. t. 6,117 / Do 10,800
Argus Media No. 1356

23. April 1988

0208

Journalistenpreis an Werner Catrina und Barbara Vonarburg

(da) Der Zürcher Journalistenpreis, ein vom Zürcher Presseverein vor acht Jahren geschaffener Ansporn für journalistische Leistungen, ist in gleichen Teilen an Werner Catrina für seine Arbeit «Liebe Sophie, lieber Willi, Ihr habt es überstanden» («Weltwoche», 6. August 1987) und an Barbara Vonarburg für ihre Serie «Berichterstattung über Supraleiter und Nobelpreis» («Tages-Anzeiger-Magazin», 10. und 15. Oktober) zugesprochen worden. Die beiden haben je 5000 Franken erhalten.

Der zweite Preis in Höhe von 3000 Franken ging an Christoph Neuhart für seinen Beitrag «Königlich und kommunistisch» («Trans-Atlantik», 2/1987). Für den diesjährigen Journalistenpreis wurden 72 Arbeiten eingereicht. Die Jury, präsi- diert von Hans W. Kopp, bestand aus Marie-Louise Brumess, Hans Bosshard, Adolf Muschg und Walter Stutzer. Die Übergabe der Preise erfolgte im Rahmen der Generalversammlung des Zürcher Pressevereins.

 ARGUS

CH-8030 Zürich, Telefon 01/252 49 37

BER ZUERTICHBIETER
CH - BASSESDORF
Auffl. t. 11,579 / Do 50,575
Argus Media No. 1331

25. April 1988



 ARGUS

CH-8030 Zürich, Telefon 01/252 49 37

ZUERCHER UNTERLAENDER
CH - BUELACH
Auffl. t. 6,077 / Do 15,000
Argus Media No. 1335

25. April 1988



Journalistenpreise wurden verliehen

sd. Der Zürcher Journalistenpreis, ein vom Zürcher Presseverein geschaffener Anreiz für journalistische Leistungen, ist ex aequo Werner Cattina und Barbara Vonarburg zugesprochen worden.

Der 2. Preis ging an Christoph Neidhart. Für den diesjährigen Journalistenpreis wurden 72 Arbeiten eingereicht. Die Jury, präsidiert von Hans W. Köpp, bestand aus Marie-Louise Baumann, Hans Bosshard, Adolf Muech und Walter Stutzli.

Die Übergabe der Preise erfolgte im Rahmen der Generalversammlung des Zürcher Pressevereins. An dieser Versammlung wurde der Freie Berufsjournalist Georges Müller zum neuen Präsidenten für zwei Jahre gewählt. Er tritt an die Stelle von Gila Blau. Zur Vizepräsidentin wurde die Berufsjournalistin Bettina Jacques gewählt. Ferner nahm die Generalversammlung Ersatzwahlen in den Vorstand vor und genehmigte Rechnung und Budget. Der ZPV zählt gegenwärtig 1567 Mitglieder, 80 mehr als vor einem Jahr. Auf das Datum der Generalversammlung trat die bisherige Geschäftsführerin, die in BreitenNürensdorf wohnhafte Alice Lutz nach 23jähriger Tätigkeit für den Verein in den Ruhestand. Sie wird durch Silvia Thomann abgelöst.

REGLEMENT

Über die

Verleihung des Zürcher Journalistenpreises

1. Zielsetzungen

Mit der jährlichen Ausschreibung des Zürcher Journalistenpreises will der Zürcher Presseverein (ZPV)

- a) zusätzliche Anreize zur Hebung der journalistischen Qualität bieten;
- b) zur Förderung des beruflichen Nachwuchses beitragen;
- c) Dritte zur Unterstützung seiner Bestrebungen in den erwähnten Richtungen und zu eigenen Bemühungen anregen.

2. Preise

In Hinblick auf die Zielsetzungen gemäss Zif. 1 werden pro Kalenderjahr in der Regel ein bis drei Preise verliehen.

Alle Preise werden vom ZPV aus privaten Spenden, die in der Regel anonym sein müssen, sowie allenfalls aus eigenen Mitteln finanziert. Mit diesen Spenden dürfen keinerlei Bedingungen oder Auflagen irgendwelcher Art verknüpft sein.

Der Vorstand des ZPV teilt jährlich der Jury die in Frage kommende totale Preissumme im Sinn eines Kredits zu. Innerhalb dieses Kredits ist die Jury hinsichtlich der Auf- und Zuteilung völlig frei. Sie ist auch befugt, Teile des Kredits auf nachfolgende Jahre umzulegen, und soll dies insbesondere dann tun, wenn ihr für ein Kalenderjahr keine hervorragenden Arbeiten vorliegen.

3. Preisgericht (Jury)

Die Jury setzt sich aus fünf Personen zusammen, von denen eine vom Vorstand des ZPV zum Präsidenten bestimmt wird.

Der Präsident und zwei weitere Mitglieder der Jury gehören nicht dem ZPV an.

Die zwei Mitglieder der Jury, die dem ZPV angehören, dürfen selber keine Arbeiten einreichen.

Der Vorstand des ZPV wählt den Präsidenten und die Mitglieder der Jury jeweils für die Dauer von vier Jahren. Wiederwahlen sind möglich. Neu zugewählte Mitglieder treten in die Amtsdauer ihrer Vorgänger ein.

Die Jury lädt zu ihren Sitzungen den Präsidenten des ZPV ein. Er kann ein anderes Mitglied delegieren.

4. Eigenschaften der Preisträger

Als Preisträger kommen zunächst Mitglieder und Kandidaten des ZPV in Frage. Die Jury kann jedoch auch Arbeiten von Nichtmitgliedern aus dem Verbandsgebiet des ZPV auszeichnen.

Arbeiten von Mitgliedern und Kandidaten des ZPV können auch dann berücksichtigt werden, wenn sie ausserhalb des

Verbandsgebiets des ZPV veröffentlicht worden sind.

Massgeblich ist, wer in der Publikation als Urheber klar bezeichnet wird. Werden ganze Equipen oder Teams genannt, so genügt es, wenn eine der betreffenden Personen Mitglied oder Kandidat des ZPV ist. Die Jury behält sich vor, Ueberprüfungen selber vorzunehmen oder zu veranlassen.

5. Sachliche Kriterien für die Preisverleihung

Für die Preisverleihung kommen nur Arbeiten in Frage, die schon veröffentlicht worden sind, und zwar jeweils innerhalb eines bestimmten Kalenderjahrs.

Für die Auszeichnung kommen Einzelbeiträge und thematisch zusammenhängende Serien in Frage.

Nicht nur Text-, sondern auch Bildbeiträge inkl. Arbeiten von Fotografen und Karikaturisten etc. können ausgezeichnet werden.

Ausgeschlossen sind Beiträge jeglicher Art, die ausschliesslich in Büchern und/oder anders als in gedruckter Form veröffentlicht worden sind.

In der Regel wird die Jury hervorragenden Leistungen auf dem Gebiet der selber recherchierten Information den Vorzug geben. Dabei wird sie das Kriterium der "selber recherchierten Information" sehr weitherzig auslegen. Besonders willkommen sind Arbeiten im Sinn der unabhängigen öffentlichen Kritik und Kontrolle zu wesentlichen Tagesfragen.

Die Jury wird in diesem Sinn zunächst ihre Aufmerksamkeit der Berücksichtigung der journalistisch-handwerklichen sowie der berufsethischen Erfordernisse schenken und erst im damit gezogenen Rahmen auf Kriterien wie Neuigkeitswert, Originalität und Stil der Beiträge eingehen.

6. Vorgehen der Jury bis zur Preisverleihung

In Zusammenarbeit mit dem Vorstand des ZPV ist die Jury für die rechtzeitige Ausschreibung des Zürcher Journalistenpreises besorgt.

Der Vorstand des ZPV ist für die entsprechenden mündlichen Bekanntgaben an den Generalversammlungen und sonstigen Veranstaltungen des ZPV sowie für die zweckdienlichen Publikationen in Verbands- und Fachzeitschriften u.ä. verantwortlich.

In die Beurteilung betreffend ein Kalenderjahr werden alle Arbeiten einbezogen, die bis zum 15. Januar des jeweils nächstfolgenden Kalenderjahrs beim Sekretariat Zürcher Journalistenpreis eingetroffen sind. Arbeiten können jedoch während des ganzen Kalenderjahrs, auf das die Beurteilung sich bezieht, jederzeit eingesandt werden. Werden von einem oder für einen Bewerber mehr als drei Arbeiten aus einem Kalenderjahr eingereicht, so muss der Bewerber zur Erklärung veranlasst werden, welche Arbeit oder Arbeiten ausgeschieden werden sollen. Entscheidet er sich nicht oder nicht rechtzeitig, so nimmt die Jury die Ausscheidung vor.

Es bleibt der Jury vorbehalten, von sich aus Arbeiten in die Beurteilung einzubeziehen. Die Mitglieder der Jury, die Mitglieder und Kandidaten des ZPV sowie Aussenstehende sind eingeladen, jederzeit Arbeiten, die ihnen für eine Preisverleihung geeignet erscheinen, dem Sekretariat Zürcher Journalistenpreis vorzulegen.

Alle Einreichungen erfolgen mit dem ausdrücklichen Vermerk "Zürcher Journalistenpreis". In der Regel tritt die Jury erstmals im Herbst des Kalenderjahrs, auf das die Beurteilung sich bezieht, und sodann spätestens wieder im März des nachfolgenden Kalenderjahrs für ihre Aussprachen und Beschlussfassungen zusammen. Ihre Mitglieder treten von sich aus in den Ausstand, soweit ihnen nahestehende Personen oder Zeitungen

oder Zeitschriften oder Verlage etc. an der Auszeichnung bestimmter Arbeiten interessiert sind oder sein könnten.

7. Zeitpunkt und Verfahren der Preisverleihung

Soweit mehrere Preise verliehen werden, sind die Preissummen in zweckdienlicher Weise abzustufen (Beispiel Fr. 3'000.--/2'000.--/1'000.-- oder ex aequo dreimal Fr. 2'000.--). Wird für ein Kalenderjahr nur ein Preis verliehen, so beläuft er sich in der Regel auf mindestens Fr. 5'000.--.

Im Rahmen der Generalversammlung des ZPV gibt der Präsident der Jury den oder die Preisträger bekannt. Er selber oder ein Mitglied der Jury nehmen die Würdigung(en) des bzw. der Preisträger vor. Anschliessend erhalten diese selber das Wort.

Zusätzlich zu den Barpreisen erhalten die Preisträger je eine Medaille des ZPV.

Im Sekretariat des ZPV und im Pressefoyer (Münstergasse 9, Zürich) liegt je ein Dossier mit allen von der Jury schon prämierten Arbeiten auf.

8. Organisation/Administration

Für die Erledigung der organisatorischen und administrativen Arbeiten wird ein Sekretariat Zürcher Journalistenpreis bestimmt.

Dieses erledigt seine Aufgaben nach den Weisungen des Präsidenten der Jury.

9. Eigentums- und Urheberrechte

Die Eigentums- und Urheberrechte werden durch die Einreichung an die Jury und die Preisverleihungen nicht berührt.

Der Jury bleibt jedoch die beliebige Veröffentlichung der preisgekrönten Arbeiten vorbehalten. In Zweifelsfällen klärt das Sekretariat Zürcher Journalistenpreis die sich stellenden Rechtsfragen zum voraus vorsorglicherweise ab.

Eingereichte Arbeiten werden den Absendern auf Verlangen zurückgegeben, sobald das betreffende Kalenderjahr abgelaufen ist. Nicht zurückverlangte Arbeiten werden vom Sekretariat Zürcher Journalistenpreis aufbewahrt, bis zusätzlich zwei weitere Kalenderjahre abgelaufen sind. Anschliessend werden die eingereichten Arbeiten vom Sekretariat Zürcher Journalistenpreis ohne vorhergehende Rückfragen vernichtet.

10. Schlussbestimmungen

Versuche, die Jury oder einzelne Mitglieder der Jury zu beeinflussen, führen ohne weiteres zum Ausschluss der betreffenden Arbeiten.

Beeinflussungsversuche und sich daraus ergebende Ausschlüsse werden von der Jury dem Vorstand des ZPV gemeldet.

Die Einreichung irgendwelcher Arbeiten durch mögliche Preisträger bedeutet ohne weiteres die Anerkennung aller Bestimmungen des vorliegenden Reglements.

Unter keinen Umständen können Rechtsansprüche auf die Ausrichtung von Preisen ohne entsprechende Beschlüsse der Jury entstehen. Die Beschlüsse der Jury sind endgültig, Beschwerde- oder sonstige Weiterzugsmöglichkeiten bestehen nicht. Die Jury wird im Rahmen der Preisverleihungen ihre Gründe erläutern;

negative Entscheidungen brauchen nicht bekanntgegeben oder begründet zu werden.

Zürich, 25. März 1980 / 15. April 1983 / 25. Januar 1984

Zusammensetzung der Jury:

Präsident:

~~Dr. Hans W. Kopp~~

Mitglieder:

Frau lic. iur. Marie-Louise Baumann ✓

Prof. Dr. Adolf Muschg ✓

Dr. Walter Stutzer *Präsident*

Dr. Hans Bosshard

STICHWORTE

ZU NEUEN AUSLEGUNGSENTSCHEIDEN DER JURY

Sachliche Kriterien für die Preisverleihung

"Innerhalb eines bestimmten Kalenderjahrs" bedeutet im Sinne dieser Regel der Zeitraum innerhalb des der Verteilung vorangehenden Jahrs.

ADMINISTRATIVE ANGABEN

ADRESSEN

~~Sekretariat Zürcher Presseverein
Usseramtstrasse 2~~

~~8309 Breite / Nürens Dorf~~

~~Telefon: 01/836 78 60
wenn keine Antwort 836 53 71~~

~~Zuständig: Frau Alice Lutz~~

~~Sekretariat Zürcher Journalistenpreis
c/o Dr. Hans W. Kopp
Postfach~~

~~8032 Zürich~~

~~Telefon: 01/47 59 70~~

~~Zuständig: Dr. Harro Fehr bzw. Frau Ingeborg Mächler~~

BANKKONTO

~~Zürcher Presseverein, DK 170.766 L1N
Rubrik "Journalistenpreis"~~

~~Schweizerische Bankgesellschaft
Bahnhofstrasse 45~~

~~8001 Zürich~~

~~Postcheck-Konto 80-2~~

*(Rubrik Öffnung Zürcher Journalistenpreis
Konto - - -*

Swiss 1989